

VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 32. Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. Berlin, 17. August 1896. Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern. 42. Jahrg.

Schmetterlingsjagd.

Erzählung von Klaus Rittland.

(3. Fortsetzung aus Nr. 30, S. 359.)

Nachdruck verboten.

Hertwig hatte im „Ruffischen Hof“ zu Mittag gespeist, mit der Familie Birkhäuser zusammen. Das that er jetzt öfters. Die fade, „kurgemäße“ Ruffinger Kost gewann bedeutend an Geschmack durch die Würze einer angenehmen Tischunterhaltung. Und Laura verstand es, seine Aufmerksamkeit beständig zu fesseln. Heute war sie in besonders witziger Laune gewesen. Er mußte noch auf dem Heimweg lächeln über ihre drohliche Schilderung einer neuangewandenen englischen Familie. Freilich eine böse Zunge hatte das Mädchen, das mußte er sich gestehen, aber amüßant war sie, sie verstand es, die Leute unbarmherzig herunterzureißen.

Als er sich der Villa Hertha näherte, schallte ihm seines Kindes fröhliches Lachen aus einer in der Ecke des Gartens befindlichen Bohnenlaube entgegen. Er ging zur Laube und erblickte Ottilie Keller, die vor dem grünangestrichenen Gartentisch saß und einen großen, grauen Atlasfächer vor sich liegen hatte, daneben einen Kasten mit Malgerät und eine leuchtendrot blühende Bohneirauke, deren getreues Abbild auf dem Fächer sich bereits der Vollendung nahte. Neben ihr saß Hänschen sehr vergnügt und hielt einen Papierbogen in der Hand, an dem er eifrig mit einer Schere herumjuchste.

Als Hertwig herantrat, bedeckten sich die Wangen des Mädchens mit tiefem Rot.

„Papa,“ rief der Kleine, „sieh mal, was wir beide zusammen machen, ich und die Tante Ottilie! Eine Menagerie aus Papier! Sie hat die Tiere aufgemalt, und ich schneide sie aus. Aber ist das schwer! Der Giraffe habe ich schon die Beine durchgeschnitten. Aber der Elefant ist sehr schön geworden — da, sieh mal!“

Hertwig betrachtete die gerühmten Wunderwerke und war überrascht von dem Geschick der Zeichnerin. Noch mehr Talent verriet sich in der Blumenmalerei des Fächers. „Wie natürlich die Ranke über die Fächerfalten hingeworfen liegt,“ meinte er lobend. „Wer ist der Glückliche, der dies hübsche Geschenk erhalten soll?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete sie, „wer sich einmal mit diesem Ding Mühe zuscheln wird.“ Und nach kurzem Zögern fuhr sie etwas verlegen fort: „Ich will's Ihnen nur verraten, da Sie mich gerade bei der Arbeit treffen: ich male für ein großes Berliner Geschäft und verdiene mir jährlich ein hübsches Stämmchen damit. Aber das muß in unserm Hause tiefstes Geheimnis bleiben. Großmama wäre außer sich, wüßte sie, daß ich für Geld — das ist nun einmal eine kleine Schwäche von ihr, und sie ist alt und nicht mehr zu ändern. Doch wüßte ich nicht, warum ich es sonst verheimlichen sollte. Es ist ehrliche Arbeit, ich schäme mich ihrer nicht.“

„Darf ich Ihnen ein wenig beim Malen zuschauen?“

Ottilie nickte beistimmend, und er ließ sich neben ihr auf der Bank nieder. Hans hatte für seine Verhältnisse schon recht lange still gesessen und sprang daher bald auf, um den Kaninchen einen Besuch abzustatten. So saßen die beiden denn allein zusammen in der buntblühenden Laube, umgeben von dem ganzen Zauber eines sonnendurchglänzten Julinachmittags.

Von den Beeten hauchten die Wicken und Reseda ihren warmen, süßen, sommerlichen Duft herüber; das Zwitschern der Vögel, das Summen der Bienen, die die Blumen geschäftig umschwirten, und das Zirpen der Heuschrecken im Grase — das alles vereinigte sich zu einer eintönig-lieblichen Naturmusik. Ein weiches, friedliches Heimatgefühl ergriff das Gemüt des Mannes; Erinnerungen stiegen in ihm auf, anmutige Bilder aus der ersten Zeit

seiner Ehe. Auch in dem kleinen, hinter der Wohnung des jungverheirateten Paares gelegenen Hausgärtchen hatte damals eine von Feuerbohnen umrannte Laube gestanden, und manche glückliche Stunde war darin von Hertwig und seiner frühverstorbenen zarten Frau verplaudert worden. Das Gefühl tieferen Behagens, stillen, häuslichen Glückes, das ihn damals umfing, das er so lange entbehrt, trat heute wieder lebhaft vor seine Seele und durchströmte sein Herz.

Seine Nachbarin sah in dem gelbgrundigen, blaugestreiften Sommerkleid übrigens garnicht so reizlos aus, wie in dem schwarzen puritanischen Gewande, das sie gewöhnlich trug.

Schön war das schmale, über die Arbeit gebeugte Gesicht freilich nicht zu nennen, die Nase war etwas zu lang — Hertwig hatte eine Vorliebe für Stumpfnäschen. Das schlicht nach hinten gestrichene und in einen festen Knoten zusammengedrehte Haar sah in der anspruchslosen Friur spärlicher aus, als es in der That war. Dazu die gesunde, wenn auch farblose Gesichtsfarbe; „sie hat eigentlich gar keinen Teint,“ hatte Laura kürzlich einmal bemerkt — nein, eine Schönheit war Ottilie nicht, auch wohl nie gewesen. Und doch, wenn sie so freundlich fragend, erstaunt über sein langes Schweigen, zu ihm aufblickte, dann mußte er sich gestehen, daß der Ausdruck dieser lieben, sanften, braunen Augen unheimlich fesselnd war.

„Wie sinkt Ihnen die Arbeit von der Hand geht!“ bemerkte er jetzt, da er die Verpflichtung fühlte, irgend etwas zu sagen. „Der Zweig ist ja beinahe fertig. Nun müßte eigentlich noch ein Schmetterling darauf sitzen.“

„Die wollen mir nie gelingen,“ meinte sie, „ich male daher fast ausschließlich Blumen.“

„Soll ich Ihnen einen Schmetterling darauf zeichnen?“

„Das wäre hübsch. Also verstehen Sie diese Kunst ebenfalls?“

„Den Schmetterling sollen Sie jedenfalls ganz naturgetreu haben. Ich habe zu einem entomologischen Werke selbst die Illustrationen geliefert.“

Und er begann seine Arbeit.

Da ertönte ein schriller Pfiff vom Hause her. „Die Großmama!“ rief Ottilie aufspringend, „ich muß nachsehen, was sie wünscht.“ Und sie eilte fort. Da sie aber ihr Malgerät liegen ließ, nahm Hertwig an, daß sie bald zurückkehren würde, und wartete geduldig, während er Betrachtungen über jene wunderliche Alte anstellte, die ihre Enkelin wie einen Hund herbeipfiff.

Nach zehn Minuten war Ottilie wieder da. „Großmama wollte nur einen Namen von mir wissen, auf den sie sich vergeblich besonnen hatte,“ berichtete sie. „Jetzt ist sie schon wieder eingeschlafen. Die Zeit ihres Mittagschlummers ist die einzige, wo ich hier ein paar Stunden hintereinander arbeiten kann. Da sie aber öfters aufwacht und ich immer erreichbar für sie sein muß, hat sie sich die Pfeife angehaucht. Die höre ich auch aus der Entfernung.“

„Pfeift sie nicht auch manchmal in der Nacht?“ fragte Hertwig. „Vorige Nacht hörte ich wenigstens unterhalb meines Zimmers denselben schrillen Ton.“

„Ja, aber nur selten,“ erwiderte Ottilie. „Nur wenn ich einmal zu fest schlafe. Gewöhnlich ist es nicht nötig. Man bekommt mit der Zeit einen leisen Schlaf, wenn man sich an häufige Unterbrechungen gewöhnen muß.“

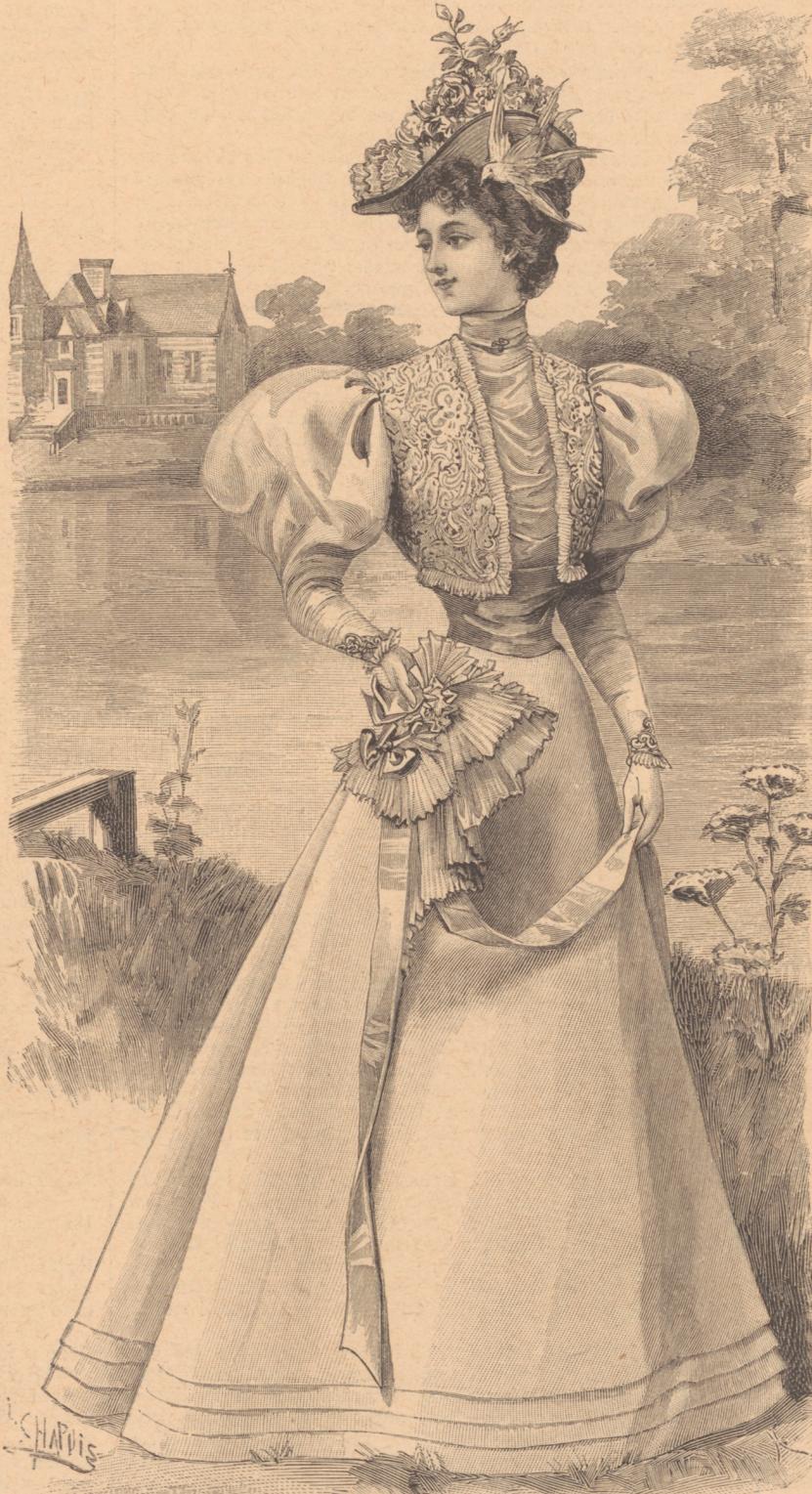
„Hm. Mir scheint, sehr leicht haben Sie es nicht. Die Frau Großmama —“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ unterbrach sie ihn. „Wie den meisten Menschen, kommt auch Ihnen die Großmama tyrannisch und wunderbar vor. Aber glauben Sie mir, sie ist von Herzen gut, nur durch lange Kränklichkeit etwas rücksichtslos und eigentümlich geworden — und dann duldet sie nicht gern Widerspruch. Sie ist das Kommandieren von früher her gewöhnt — hat sie doch einst eine große Rolle in ihrem Kreise gespielt.“

„Sie war sicherlich eine gefürchtete ‚Kommandeuse,‘“ bemerkte Hertwig scherzend. „Die jungen Lieutenantfrauen werden einen heiligen Respekt vor ihr gehabt haben.“ Und dann ernster: „Wie sind Sie zu Ihrer stets zufriedenen, harmonischen Seelenstimmung gelangt?“

„Durch mancherlei Kämpfe. Besonders nachdem ich mich allmählich darin gefunden habe, ein unscheinbares, altes Mädchen zu sein.“ Sie sagte das so schlicht und aufrichtig, daß er wohl fühlte: sie erwartete nicht etwa schmeichelhaften Widerspruch.

„Mein Vater war Landgerichtspräsident,“ erzählte sie weiter, „wir sind also gewissermaßen Kollegen. Meine Eltern liebten die



Promenaden- oder Besuchstoilette.

(Beschreibung S. 383.)

Geselligkeit und machten ein großes Haus; ich besuchte viele Wälle und war eine gesuchte Tänzerin. Man machte mir den Hof, und ich hielt mich für sehr begehrt, ob schon ich mittlerweile achtundzwanzig Jahre alt geworden war. Ich hatte viel gelesen und gelernt, vielerlei wenigstens. Ohne irgend ein tieferes Interesse zu haben, war ich imstande, über alles mitzureden. Ich besaß wenig eigne Gedanken, aber ein desto kräftigeres Selbstgefühl. Da eines Abends — es war auf dem großen Juristenball, und ich hatte soeben den Lancier mit meinem Hauptcourtmacher, einem jungen Referendar, getanzt — als ich, um mein Schuhband fester zu knüpfen, hinter eine in der Ecke des Ballsaals befindliche Palmengruppe getreten war, hörte ich ein kurzes Gespräch von zwei Herren, die in der Nähe standen, ohne mich zu bemerken.

„Na, gut amüsiert?“ fragte der eine.

„Etwas kühne Vermutung,“ antwortete der Gefragte, in dem ich meinen Referendar erkannte, „habe ja eben mit der Keller getanzt.“

„Ziemlich verblühte Rose,“ meinte der erste.

„Allerdings nur noch zweifelhaftes Vergnügen,“ gab der Referendar zu. „Alt, oberflächlich und langweilig. Wenn die nicht die Tochter des Präsidenten wäre!“

Und die Herren entfernten sich. Meine Gefühle können Sie sich denken. Jener Lancier war der letzte Tanz, den ich in meinem Leben getanzt habe.“

„Albernes Geschwätz thörichter, junger Leute!“ warf der Landgerichtsrat ein.

„Nein, sie sprachen nur aus, was die meisten dachten.“

Eine trübe Zeit brach an, denn ein Mädchen verzichtete nur mit schwerem Herzen darauf, zu gefallen. Bald darauf starb mein Vater. Es blieb uns die schmale Wittwenpension und nur ein ganz bescheidenes Vermögen. Dabei vier Geschwister, darunter ein Offizier und ein Student. Das Leben nahm ein ernstes Gesicht an. Die Menschen kümmerten sich immer weniger um uns, und ich bemerkte jetzt erst, wie wenig beliebt ich eigentlich war. Das machte mich unliebenswürdig und verbittert.“

„Es kommt mir vor, als sprächen Sie von einer ganz fremden Person,“ meinte Hertwig zweifelnd. „Nun, und wer oder was hat Sie denn zu dem gemacht, was Sie jetzt sind?“

„Das war eine sehr bescheidene Persönlichkeit: ein kleines, verwachsenes, aber liebenswürdiges und geheimes altes Fräulein, Fräulein Brigitte Wendt. Sie sah immer aus, als habe sie etwas besonders Ungewöhnliches erlebt, obgleich das Schicksal sie nicht gerade auf Rosen gebettet hatte; denn sie war fränklisch und lebte in dürftigen Verhältnissen. Aber sie kam mir beneidenswert vor um ihrer unveränderlichen Heiterkeit und um der allgemeinen Achtung willen, die ihr entgegengebracht wurde. Eines Tages hatte ich sie bei Bekannten getroffen und begleitete sie nach Hause. Da ihre Art mir Vertrauen einflößte, begann ich ihr mein Herz auszusprechen und klagte in bitteren Worten über die Erbärmlichkeit der Menschen. Sie verhielt sich ruhig, aufmerksam zuhörend. „Sagen Sie mir,“ fragte ich schließlich, „wie fangen Sie es an, daß Ihnen jedermann gut ist?“

Meine Begleiterin schwieg einige Sekunden lang. Dann erwiderte sie ernst: „Um die Herzen zu gewinnen, giebt es nur ein einziges untrügliches Mittel: man muß die Menschen liebhaben!“

Das war ein sehr einfaches Wort, und doch regte es mich zu tiefen Nachdenken an. Ich suchte in meinem Herzen nach Menschenliebe — und fand eine häßliche kalte Leere. Ernst und schweigend schritt ich den Rest des Weges neben dem alten Fräulein hin.

„Lehren Sie mich die Menschen liebhaben,“ bat ich sie, als wir uns trennten. Und so wurde ich ihr Weichkind. Sie nahm sich meines innern Menschen an mit der ganzen Wärme ihres reichen, tiefen Gemüths, und ich gab mich mehr und mehr ihrem wohlthätigen Einflusse hin. Sie zeigte mir, wieviel Schönes, Gutes und Erstrebenswerthes das Leben einem weiblichen Wesen bietet, auch wenn die Triumphe der Eitelkeit aufgehört haben, so daß ich mir in meiner Verbitterung recht erbärmlich vorkam.

Und von der Zeit an begann ein neues Leben für mich. Die alte liebe Freundin wurde mein guter Engel. Ich lernte die Welt mit ihren Augen ansehen, und sie erschien mir schöner als in den glücklichsten Jugendzeiten.“

Wieder ertönte plötzlich vom Hause her der ungeduldige Pfiff. Erschreckt sprang Ottilie auf und sah nach der Uhr. „O weh, schon vier Uhr! Da muß Großmama ihren Thee haben. Ich hatte über meinem Geplauder die Zeit ganz vergessen.“ Sie rüstete ihr Malgerät zusammen und reichte Hertwig die Hand, die er herzlich drückte.

Eine Stunde später schritt Hertwig über die Saalbrücke der innern Stadt zu, um einen Brief auf die Post zu bringen. Es war um diese Zeit still und menschenleer auf den Straßen, und er wanderte, tief in Gedanken versunken, seines Weges. Schon geraume Zeit war er hinter einem Manne hergegangen, dessen wunderliches Kostüm — ein blau und weiß gestreifter Flanellanzug und niedrige, graue Leinwandstiefel — seine Aufmerksamkeit erregt hatte. „Natürlich ein Engländer,“ urtheilte Hertwig, und indem er seinen Träumereien nachhing, ließ er seinen Blick unausgesetzt auf dem sauber gemusterten Flanellrücken haften und zählte, ohne sich dessen selbst bewußt zu werden, immer wieder von neuem die hellen Streifen zwischen beiden Schultern.

Unwillkürlich richtete er das Tempo seiner Gangart nach demjenigen des Voranschreitenden. Ging der Flanellmann langsam, so hielt auch er seine Schritte an und beschleunigte diese, sobald der Gestreifte schneller zu marschieren begann.

Der Fremde holte eine Photographie aus der Tasche und musterte sie im Gehe.

„Wahrscheinlich eine hübsche, schlanke Miß,“ dachte Hertwig bei sich. Die Sache fing übrigens an, ihm unbequem zu werden, da der Herr sich immer langsamer vorwärts bewegte. Er wollte nun schnell an dem vermeintlichen Engländer vorüberschreiten, als dieser den Kopf umwandte und sich als Professor Kronau entpuppte.

„Was, Sie sind es?“ rief Hertwig lachend. „Sie sehen ja heute ganz wie ein junger Lord aus!“

„Gefällt Ihnen mein Laventennis-Kostüm nicht?“ fragte der Angeredete, indem er wohlgefällig auf seine schlotterigen Beinleider blickte. „Komme soeben vom Spielen. Dort — hinter der Villa Sansjoui haben sie einen Tennis-ground.“

Mrs. Lawnsdale, die niedliche englische Oberstenfrau aus unserm Hotel, hatte mich dazu geködert. Habe mich aber halb tot gelangweilt und bald wieder gedrückt. — A propos — und er zog von neuem die Photographie aus der Westentasche — „kennen Sie dieses Gesicht?“

„Eine neue Enttäuschung! Statt eines hübschen Mädchenkopfes, wie Hertwig erwartet hatte, strahlte ihm das wohlgetroffene, stolz blickende Konterfei des Senor Terones entgegen. „Das ist der Südamerikaner aus der Villa Hertha, nicht wahr?“ fragte der Professor. „Zwar nur im Profil und stark geschmeichelt, aber doch unverkennbar.“

„Entschieden!“ gab Hertwig zu.

„Bin auf schnurrige Manier zu dem Wibe gelangt. Komme mir vor wie ein Detektiv. Schickt mir da ein Freund aus Darmstadt, Sohn eines dortigen Bankiers, dieses Porträt mit der Bitte, mich zu vergewissern, ob dieser Herr mit einem gewissen Terones, der momentan in Rissingen weilt, identisch sei. Vor zwei Jahren nämlich hat ein Herr Linares aus Venezuela einige Monate in Darmstadt gelebt und dort viel von sich reden gemacht. Er brauchte eine Kur bei dem berühmten Arzt — wie heißt er doch gleich? — dem Massage-ontel wissen Sie, der in Darmstadt wohnt, und zugleich hielt er sich aus geschäftlichen Gründen in Europa auf. Er wollte Kapitalisten zur Ausbeutung irgend einer fabelhaften Silbermine in Brasilien anlocken und stand deswegen mit dem Vater meines Freundes, dem Bankier Steinfelder, lange in Unterhandlung. Ist ihm aber vorbeigeglückt, da nähere Informationen über den Kreolen Linares Terones wenig vertrauenswürdig lauteten. Freund Steinfelder hatte ihm aber schon ansehnliche Geldsummen vorgestreckt und fürchtete nun, seine schönen Tausendmarkscheine in diesem Leben nie wiederzusehen. Kürzlich hat der Zufall dem ängstlichen Gläubiger eine Rissingener Kurliste in die Hände gespielt, in welcher der Name Terones gestanden. Steinfelder ersucht mich um Rekognoszierung, um nötigenfalls seinem Exfreund Linares alias Terones auf den Pelz zu rücken.“

„Sollte man das glauben!“ rief Hertwig verwundert aus.

„Damals in Darmstadt,“ sagte Kronau, „hat man sich in der ersten Gesellschaft förmlich um ihn gerissen, besonders das schöne Geschlecht! Auch eine gemeinsame Freundin von uns soll ihm nahe gestanden haben.“ Und er lächelte seinen Begleiter verstimmt an.

„Doch nicht Fräulein von Champieux?“ sagte Hertwig, von banger Ahnung ergriffen.

„Aber natürlich! Haben Sie denn noch nie bemerkt, daß die beiden sich kennen?“

„Nein,“ erwiderte Hertwig. „Ich bin doch erst heute früh Herrn Terones begegnet, als ich mit Fräulein Laura während des Morgenkonzerts in den Alleen auf und ab ging. Sie schienen sich vollständig fremd zu sein.“

Kronau machte ein behagliches Gesicht. Das Vergnügen, das Leute seines Schlages beim Wiedererzählen eines pikanten Geschichtchens empfinden, stand deutlich darauf geschrieben. „Ja, die hübsche Champieux hat eine interessante kleine Vergangenheit. War damals eine der gefeiertsten Damen! Besonders die Offiziere waren alle mehr oder minder verliebt in sie, am liebsten aber ein Premierlieutenant Stürmer — ein ganz charmanter Mensch, nebenbei gesagt. Er und die Champieux wurden schon halb und halb als Verlobte betrachtet. Da erschien der reiche Kreole auf der Bildfläche und erregte durch sein großartiges Auftreten und seine exotische Physiognomie natürlich in allen deutschen Familien Sensation. Von diesem Moment an fing auch die raffinierte kleine Laura ein doppeltes Spiel an. Ohne die Huldigungen des jungen Offiziers zurückzuweisen, wußte sie immer einer Entscheidung geschickt aus dem Wege zu gehen und nebenbei mit dem Kreolen, den sie natürlich für eine brillante Partie hielt, eine energische Liebelei anzubandeln. Stürmer wurde gewarnt, aber der blind verliebte Mensch wies jede gutgemeinte Andeutung als Verleumdung zurück. Eines Abends ging er — zu später Stunde — mit einem Kameraden aus dem Kasino heim und machte, da es eine schöne Sternennacht war, einen Umgang durch die Anlagen. Auf einmal blieb er erschrocken stehen und machte den Kameraden auf ein Paar aufmerksam, das Arm in Arm, zärtlich flüsternd und kosend, auf einem dunklen Seitenpfad einherwandelte: der romantische Kreole und Fräulein Laura! Das weitere können Sie sich denken. Als nachträglich Erkundigungen über Linares eingegeben wurden, traf aus Venezuela die Kunde ein, daß Herr Linares y Tenares dort längst glücklicher Gatte und Vater sei. Toller Kerl, was?“

„Das arme Mädchen! Welche bittere Enttäuschung!“ meinte Hertwig mitleidig. „Sie hat den Menschen vielleicht sehr geliebt und sich aus Leidenschaft zu jener Unbesonnenheit hinreißen lassen.“

„Ah bah,“ lachte Kronau, „die kleine Champieux und lieben! Was in dem Verhältnis zu diesem Kreolen der nervos rerum gewesen, ist doch sonnenklar! Er kam aus Transoceanien, bewohnte die schönsten Zimmer im teuersten Hotel, mietete eine Equipage und eine Theaterloge und warf bei jeder Gelegenheit das Geld weg wie Cigarrenasche — das imponierte ihr! — Aber jetzt entschuldigen Sie mich, Verehrtester, er blieb vor einem Friseurladen stehen, ich bin an meinem Ziel; muß mich leider diesem unbekanntem Figaro in die Hände liefern, wird mich schön zurichten.“ Und auf sein schwächliches Haupthaar deutend verschwand er hinter der Glashür.

Auf das peinlichste berührt, setzte Hertwig seinen Weg fort. Er war so niedergeschlagen und bekümmert, als sei ihm von einem frechen Diebe, dem er doch nichts anhaben konnte, ein kostbares Gut geraubt worden, und er fühlte heftigen Groll in seinem Innern gegen den sad lächelnden Becken im Laventennis-Kostüm, der mit so augenscheinlichem Behagen das liebliche Bild zerstört hatte, das Hertwig in seiner Seele getragen.

Eine Scene aus seiner Primanerzeit kam ihm ins Gedächtnis, die ihn einst in große Aufregung versetzt hatte. Sein Ideal von Frauen Schönheit war damals Rafaels heilige Cäcilie gewesen, die als Kabinetphotographie seinen Schreibtisch zierte und in deren Anschauung er sich von den Strapazen seiner griechischen Exercitien zu erholen pflegte. Eines Tages hatte einer seiner Schulfreunde, ein übermüthiger Bengel, der Heiligen einen kräftigen Badenbart übergemalt. Hertwig war empört gewesen. Das verdorbene Bild wurde zwar bald durch ein neues

ersetzt, aber der garstige Badenbart hatte sich zu fest in Hertwigs Phantasie eingenistet, er glaubte ihn immer zu erblicken, so oft er das fromme Gesicht betrachtete, und sein Ideal blieb ihm entweiht für alle Zeiten. Mehllich war ihm jetzt zu Mute.

„Eine interessante kleine Vergangenheit,“ wie widerwärtig das klang! Sein kleiner, süßer Kolibri, das anmutige Geschöpf mit den lachenden, dunklen Augen und den Kinderhändchen — es war ja garnicht möglich.

Er war ehrlich enttäuscht über den kleinlichen Klatsch. Und doch ließ ihn die häßliche Empfindung nicht wieder los. Der Staub war von den Flügeln des reizenden Falters weggeschwift, und lädierte Schmetterlinge sind bekanntlich traurige, wertlose Geschöpfe.

Am folgenden Tage wurde die Rissingener Badegesellschaft im Genuße ihres Nachmittags-Rokocoy-Bechers durch ein überraschend schnell heraufziehendes Unwetter gestört. Vor einer halben Stunde noch hatte man kaum ein paar Wölkchen am Horizont bemerkt, und jetzt ergoß der Himmel ein förmliches Sturzbad über die luftwandelnde, sommerlich gepuhte Menge. Alles stürzte nach dem am Kurhause entlanglaufenden, bedeckten Hallen. Bald waren diese so überfüllt, daß man sich kaum mehr darin vorwärts bewegen konnte, sondern eingeklinkt stehen bleiben mußte, wo man gerade zufällig einen Unterschlupf gefunden.

Auch Laura befand sich unter den vor dem Regen Flüchtenden. Sie stand fest zwischen zwei Regulente, alte Damen halbes Alter und wuschte sorglich die Kopfentropfen von ihrem zarten Sonnenschirm. Da gewahrte sie, aufblickend, in nächster Nähe Hertwigs Gestalt. Er ragte fast um Haupteslänge über das ihn umgebende Menschengewirr hinaus. „Guten Tag, Herr Landgerichtsrat!“ rief sie ihm, über einige triefende Schultern hinweg, zu.

Er bahnete sich einen Weg zu ihr und begrüßte sie freundlich. Ihr scharfer Blick erkannte aber sofort etwas Gedrücktes, Befangenes in seinem Wesen.

Eben eilten noch ein paar Spaziergänger vorüber, die in der Halle keine Unterfunft mehr gefunden hatten, unter ihnen Linares. Er hatte Laura nicht bemerkt, wohl aber sah diese in demselben Moment, wie Hertwigs Auge mit ängstlich gespanntem, forschendem Ausdruck auf ihrem Gesicht haftete. Eine Reihe kleiner, schlauer Operationspläne flogen sofort durch das blonde Rokocoyköpfchen. Aber auf direktem Wege war nichts zu machen, so überlegte sie in etwas unbehaglicher Stimmung.

Da gewahrte sie von fern ein schönes, jugendfrisches Frauenantlitz, das träumerisch in den Regen hinausstarrte. Frau Marström war es, eine junge schwedische Witwe, über deren Beziehungen zu einem bekannten Wiener Sportsman allerlei pikante Geschichten in der Badegesellschaft kursierten. „Kennen Sie die schöne Schwedin dort?“ fragte Laura und legte ihre Hand auf Hertwigs Arm, wie um ihn aufmerksam zu machen.

„Nein,“ erwiderte er zerstreut und blickte mehr auf das winzige Händchen in der weichen, gelben Lederhülle als auf die rosige Skandinavierin. „Das ist ja wohl die Dame, die auf dem Frühjahrsrennen zu Baden-Baden —“

Laura unterbrach ihn sanft: „Es ist eigentlich recht häßlich von mir, daß ich Ihnen die dumme Klatschgeschichte wiedererzählt habe. Wer weiß denn in solchen Fällen, was daran wahr ist! Frau Marström sieht ganz comme il faut aus, und die guten Menschen sind so schnell bei der Hand, den Ruf einer Dame anzutasten, besonders wenn sie schön und unbeschäftigt ist!“

Hertwigs Antlitz drückte einige Verwunderung aus. Solche Gutmüthigkeitsanfälle war er bei dem molanten kleinen Kolibri nicht gewöhnt. „Sie haben recht,“ erwiderte er. „Die elende Klatschsucht, aus Langeweile entspringen, hat schon manches Lebensglück zerstört.“

„Und irgendwelchen Stoff findet sie stets,“ fuhr Laura fort, „mit etwas gutem Willen kann man wohl überall ein schwarzes Pünktchen entdecken.“

„Doch nicht,“ entgegnete Hertwig zögernd, „ich meine, es giebt Menschen, Frauen insbesondere, an deren Reinheit und Würde sich die Schmähsucht nicht heranwagt.“

„Freilich,“ gab Laura zu, „Sie meinen, ein körnchen Wahrheit liegt diesen pikanten Geschichten gewöhnlich zu Grunde; aber die Entstellungen und Aufbauschungen sind deshalb nicht weniger schändlich. Uebrigens verbanden die Frauen, von denen Sie sprechen, ihre Unantastbarkeit häufig nur glücklichen Familienverhältnissen und einem kühlen Temperament.“

„Meinen Sie?“ Er lächelte ein wenig skeptisch.

„Ja wirklich,“ versicherte sie mit einem kleinen Seufzer, „das können Sie glauben: lebhaftes Temperament ist eine böse Zugabe von der Natur, besonders für uns arme Mädchen. Wenn das Blut feurig durch die Adern rollt, der ist immer ein Weiser nach Mirza-Schaffy, denn er hat stets etwas zu bereuen, zu beklagen. Sie glauben nicht, was ich zum Beispiel schon für viele Dummheiten in meinem Leben gemacht habe.“ Hier schaute sie mit einem rührend hilflosen, kindlichen Lächeln zu ihm empor. „Und wenn die unbefonnenen Streiche auch noch so harmlos waren — man ärgert sich nachher doch darüber!“

Hertwig glaubte etwas Feuchtes in ihren braunen Augen schimmern zu sehen und begann sich zu schämen, daß er dem albernem, boshaften Geschwätz Kronaus zugehört und Gewicht beigegeben hatte.

Der Regen war vorüber, und man konnte sich wieder hinauswagen.

Grazios schwebte Laura vor ihrem Freunde her, auf den Spitzen ihrer Chevreau-Stiefelchen über die Erhebungen des Weges hin balancierend, von denen das Wasser bereits abgesclossen war.

Als sie das Hotel erreicht hatten, bat sie Hertwig, bei Cousine Olga eine Tasse Thee einzunehmen.

Aber er dankte. „Nein, ich kann heute nur in aller Eile meinen Nachmittagsbecher trinken. Mein Junge macht mir Sorge. Er ist heute früh mit heftigen Halsschmerzen erwacht. Fräulein Keller ist zwar bei ihm — aber ich will sie doch nun endlich wieder ablösen.“ Und er verabschiedete sich, nachdem Laura ihm mit Ausdrücken zärtlicher Besorgnis „gute Besserung für den kleinen, süßen Liebling“ gewünscht hatte.

Was man in England liest.

Von Dr. Käthe Schirrmacher.

Nachdruck verboten.

II.

Sanz ähnliche Probleme werden in „The heavenly Twins“ von Sarah Grant behandelt. Sie ist aber eine Amerikanerin und daher noch viel entschiedener und schärfer als ihre englischen Kolleginnen. Man muß sehr viel Zeit haben, um „The heavenly Twins“ durchzulesen, denn es leidet an einer erschrecklichen Dickleibigkeit und zugleich einem wilden Mystizismus. Aber das Buch ist trotz einer verfehlten Komposition sehr interessant. Es beginnt mit der vortrefflich ausgearbeiteten Jugend- und Gedankengeschichte von Gladie Frayling und zeigt, wie ein auf seine Männerwürde sehr eingebildeter Vater nichtsdestoweniger und ganz gegen seinen Willen seine Tochter zu einem sehr aufgeklärten und selbständigen Weib machen kann. So aufgeklärt und so selbständig, daß sie den Entschluß faßt, mit ihrem Mann, Major Colquhoun, dessen Vorleben sie gleich nach ihrer Trauung erfährt, nicht leben zu wollen. Die Familie setzt natürlich alles in Bewegung, nicht etwa, um die junge Frau in ihrer Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit zu bestärken, sondern im Gegenteil, um sie zu einem wenigstens äußerlichen Zusammenleben und zum Vermeiden jedes Skandals zu bewegen. Der Vater flucht, die Mutter weint, der Major wartet — und Gladie geht in die Falle, sagt ja, folgt ihrem Manne nach Malta, lebt in seinem Hause, gilt vor der Welt als seine Frau, erträgt ihn, verspricht sogar, solange er lebt, sich nie mit „Dingen der Emanzipation“ abzugeben und wird von Jahr zu Jahr immer müder, teilnahmlöser, schüchtern, wirft sich auf krampfhaftes Niesen und Sticken, weil sie sonst nichts zu thun, weil sie nicht die Kraft gehabt hat, sich ihr Lebensglück zu extorzen, weil sie in eine Halbheit, eine Sünde gewilligt und in ihrer thörichten Schwäche sich durch ihr Versprechen selbst die Hände gebunden hat. Sie findet dann später, nach dem Tode ihres Mannes, noch ihr Glück, aber wie teuer ist es erkauft, wie lange blieb es fern!

Ich hatte eine alte Tante, die stets zu sagen pflegte: „Es giebt so viele hübsche Kinder, wo kommen nur später die vielen häßlichen Leute her?“ Mit demselben Recht kann man sagen: Es giebt so viele begabte und originell denkende Mädchen, wo kommen nur später alle die gedrückten, lebensmüden Frauen her? Nun, die Antwort liegt in Büchern wie: „The heavenly Twins“, und „A Superfluous Woman“. All diesen begabten und originellen Frauen bleibt nur ein Ausweg im Leben, die Ehe. Diese Ehe entspricht aber den Erwartungen vieler Mädchen nicht, weil sie selten die Männer finden, die zu ihnen passen, weil die Verhältnisse, unter denen die Ehen geschlossen werden, häufig ungerecht sind. Darüber sagt denn Sarah Grant mit ihrem amerikanischen Freimuth ganz offen: „Der Grundfehler liegt darin, daß die Frauen Selbstaufopferung geübt haben, wo sie von den Männern Selbstbeherrschung verlangen mußten.“ Verzeihen und vergeben soll die Frau des Mannes tolles Junggesellenleben? Nein, denn dadurch macht sie sich dieser Vergehen mitschuldig und hilft sie noch weiter verbreiten; ein bekehrter Sinder wird durch keine Macht der Welt wieder zu einem reinen und gesunden Mann.“ „Wenn die Frauen doch die höchste Selbstachtung anstreben wollten! Denn die eine gute Eigenschaft haben die Männer: sie wollen immer das Beste von allem haben. Nun, wenn die besten Frauen sich nur würdigen Männern gäben, die Männer würden bald danach streben, sie zu gewinnen.“ „Daß man der Frau das wahre Wissen von der Welt und sich vorenthielt, war der Anfang der Knechtschaft.“ Ein Buch, in dem solche Gedanken stehen, ist sicher nicht unbedeutend. Es ist, wie fast alle vorhergehenden Bücher, das Werk einer Frau.

Daran schließt sich nun das Werk eines Mannes, Grant Allen, an, „The Woman who did“, das noch ganz anders ins Zeug geht und Reformen verlangt, die man in England entschieden am wenigsten erwarten sollte. Auch dieses Buch ist gegen die Ehe, wie sie heute so häufig besteht, gerichtet; sie soll keine Versorgungsanstalt sein, sondern aus freier Neigung geschlossen, die Frau als gleichberechtigt leben lassen, als Herrin ihrer Person, ihres Vermögens, und als Mitbestimmende über ihre Kinder. Wenn das bedächtige Altengländ zu diesem extremen Schluß kommt, so muß das Bestehende wirklich viele Schattenseiten haben. Wenn ein Mann, der doch mit seiner Selbstsucht und seinem Interesse an der Aufrechterhaltung der heutigen Eheschließung beteiligt ist, ihre Zerstörung predigt und sein Buch schreibt, „um einmal seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung Genüge zu thun“, so dürfen wir annehmen, daß die Zeit gekommen ist, wo an dieser altergebrachten Institution wirklich etwas geändert werden muß. Die Heldin des Buchs geht natürlich an ihrer Sendung unter, sie hat gehofft, an ihrer Tochter einen Apostel zu erziehen und tötet sich, als sie sieht, daß diese Tochter alles andre nur keine „Predigerin in der Wüste“ sein will. In dem Verhältnis von Mutter und Tochter liegt leider die große Schwäche des Buchs: bei diesem Unternehmen war die Erziehung des Kindes die Hauptsache; von der Erziehung erfahren wir aber blutwenig, und was wir erfahren, zeigt genugsam, daß die Tochter nie der Mutter gleichen wird. Die Mutter könnte das daher von Anfang an wissen und brauchte den letzten Beweis von Unversehen, den die Tochter ihr giebt, nicht so tragiisch zu nehmen.

Nun, jedenfalls ist auch diese Herminia Barton ein Versuch, die Gestalt und den Typus der modernen Frau festzuhalten. Dies Streben geht durch alle die genannten Bücher. Sie alle sind Werke einer Uebergangszeit, in der das Alte nicht mehr befriedigt und das Neue erst gesucht werden muß. Gemeinam ist den Heldinnen dieser Bücher allen, daß sie denkende und kluge Kinder sind, die sich nach einem vollen Dasein sehnen und die, um glücklich zu werden, Liebe und Arbeit brauchen. Das ist ein Ideal, das heute die Frau nur sehr schwer erreicht. Mary Earle findet keine Liebe und sehr schlecht-bezahlte Arbeit; Jessamine findet Liebe- und Arbeit und kann sie nicht festhalten; Gladie Frayling verliert beides in einer elenden Ehe, und Herminia Barton kommt zu nichts, weil die alten Verhältnisse sie hindern. Ueberall liegt dasselbe Uebel zu Grunde: persönliche Begabung, ohne jede frumme Schulung, ohne weise Erziehung, und wo ein Stückchen Erziehung den Verhältnissen abgerungen ist, da fehlt dann die Möglichkeit der praktischen Verwendung: alle diese Frauen — wie begabt, wie originell sie sein mögen — haben keine Carriere, keine

Zukunft vor sich. Man bietet diesen thatkräftigen Naturen eine Ehe mit gesellschaftlichen und Repräsentationspflichten, mit tausend Nichtigkeiten und wundert sich dann, wenn diese kräftigen Triebe, die viel Nahrung erfordern, bald verdorrte Pflanzen werden. Es sind geradezu jammervolle Zustände, die diese Bücher aufdecken. Und sich zu sagen, daß tausende von Frauenleben sich so hinschleppen! Aber das Erscheinen dieser Bücher ist wohl ein Beweis dafür, daß die Verschleuderung menschlicher Fähigkeiten, die Unterdrückung weiblicher Energie, das Verdammnis der Frau zur Passivität nicht länger Geltung haben können.

Nun muß ja leider eins gestanden werden: alle diese Bücher sind keine Kunstwerke; sie sind kühn und frei gedacht, aber sie sind nicht mit Kunst geschrieben, sie sind nicht aufgebaut, nicht gruppiert, sie wimmeln von losen Episoden, von Wunderlichkeiten, und statt eines kräftigen Sachsenangels wird uns ein gelehrtes, abstraktes Französisch-Englisch vorgesetzt. Das ist sehr schade, denn dadurch verlieren diese Bücher an zündender Kraft.

Wenn wir doch einen Künstler oder eine Künstlerin hätten, die dasselbe nur mit andern Worten sagen wollte, dachte ich mir. Da fiel mir ein, daß ja Mrs. Egerton seit ihrer Veröffentlichung von „Keynotes“ in der englischen Litteratur als Künstlerin gilt, und ich nahm ihr Buch „Grundtöne“ vor. Es enthält sechs einzelne Geschichten und gleicht schon dadurch mehr den französischen als den englischen Büchern. Es steht ganz sichtbar unter modernem Einfluß; es ist realistisch und stellenweise zugleich mystisch, die Verfasserin hat also wohl hauptsächlich Beziehungen mit Norwegen gehabt, was übrigens in dem Buch selbst mehrfach ausgesprochen wird. In diesen kleinen Erzählungen, die jede eine Art Stimmung oder Verstimmung zwischen einer Frau und einem Manne wiederbringen lassen, liegt allerdings Poesie, Gefühl und Kunst; d. h. hier wird weniger gepredigt und mehr plastisch geschildert als in den vorhergenannten Büchern. Und es wird sehr freimütig geschildert, sehr selbständig, so, wie es wahr, und nicht nur, wie es schicklich ist. Und der Inhalt des Buches? Im Grunde ganz derselbe Uebergang, der die andern Bücher füllt: das Suchen der modernen Frau nach einem Manne, der sie versteht, oder nach einer Arbeit, die sie ausfüllt; denn etwas muß der Mensch haben. Wie die enge Schicklichkeit von heute die moderne Frau bei diesem Suchen behindert, darüber weiß auch George Egerton ihr Wort zu sagen. Laura Marholm, die alle Leute unter die Haube bringen will, hat in George Egertons Buch auch wieder nur den Klageschrei der unverheirateten oder unglücklich-verheirateten Frau gesehen. Als ob die heutige Ehe ein „Ich heile alle Wunden“ wäre. Als ob George Egerton nicht selbst sagte: „Wer ein großes Talent für eine Heirat aufgibt, der giebt sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht.“ Nein, George Egerton ist gewiß kein Lobprediger der heutigen Ehe. George Egerton ist aber noch viel weniger ein zielbewußter Neuerer und Künstler, sonst hätte sie die letzte Geschichte des Bandes nie geschrieben: der Gegenstand ist einer Denkerin und die Form einer Künstlerin unwürdig; warum uns dieses ungesunde Gemisch von Griselidis, Käthchen von Heilbronn und nordisch brutaler Leidenschaftlichkeit aufstischen? Das mögen die Jünglinge der naturalistischen Schule thun; wir Frauen sollten heute den Mut haben, Nothet Nothet zu nennen und Barbarei an den Pranger zu stellen.

Die moderne Frauenbewegung.

Von Dr. Daniel Saul.

Nachdruck verboten.

So eifrige Vorkämpferinnen ihres Rechtes die Frauen in den Reihen ihres Geschlechtes zählen, so wäre es doch unrichtig zu sagen, daß Frauen allein oder auch nur vorwiegend an der Lösung der Frage mitarbeiten. Nicht nach dem Geschlechte, sondern nach der mehr oder minder modernen Denweise richtet sich die Stellung des einzelnen zur Frauenfrage. Es ist unzweifelhaft so, daß noch sehr viele Frauen denjenigen Bestrebungen, die auf die Hebung des Weibes gerichtet sind, ziemlich apathisch, wenn nicht gar ablehnend gegenüberstehen; und andererseits ist unbestritten, daß viele Männer begeisterte Verfechter der Rechte der Frauen sind. Ein Irrtum wäre es sonach, wollte man die Frauenbewegung etwa einfach als einen Kampf des einen Geschlechtes gegen das andre bezeichnen. Das ist sie keineswegs ohne weiteres, obwohl es einzelne Männer wie Frauen gegeben hat und noch giebt, die sie so auffassen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Männer thatsächlich, und ohne die Anregung der Frauen abzuwarten, zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes durch die Gesetzgebung (Verbot oder Beschränkung der Fabrikarbeit für Frauen, Schutzmaßregeln für Arbeiterinnen u. s. w.) oder durch werththätige Hilfe eingeschritten sind.

Im allgemeinen kann man sogar behaupten, daß der Mann der höheren Stände im Durchschnitt etwas mehr Verständnis für die Berechtigung der Frauenbewegung hat als die ihm gleichgestellte Frau. Es soll das für den einen kein besonderes Lob, für die andre kein besondrer Tadel sein; wie wir nachher sehen werden, wurzelt diese Verschiedenheit in natürlichen Bedingungen. Ist es nun falsch, einfach einen Krieg der beiden Geschlechter anzunehmen, so ist andererseits auch die Meinung nicht richtig, die in der Frauenfrage lediglich einen Teil des großen Klassenkampfes erblickt und die daher beduziert: wenn dieser Klassenkampf entschieden sein wird, wird es mit ihm auch die Frauenfrage sein; und ferner: die Frauenfrage allein läßt sich garnicht lösen, es muß die Krankheit des sozialen Körpers überhaupt geheilt werden. Es ließe sich doch wohl behaupten, daß auch bei einer radikalen Lösung der sozialen Frage eine Präponderanz der Männer, durch die sich die Frauen benachteiligt fühlen könnten, denkbar wäre. Ueberhaupt ist es verkehrt, die Bewegung nach parteipolitischen oder sozialen Gesichtspunkten zu schablonisieren. Giebt es doch sehr fortgeschrittene Sozialpolitiker, die abgesetzte Feinde der „Frauenemanzipation“ sind, während hinwiederum bei manchen sehr konservativ Denkenden ein volles Verständnis für diese Forderungen der Zeit angetroffen wird.

Wir sagen überhaupt: es ist die Frauenbewegung weder rein auf dem Unterschiede des Geschlechtes basierend, noch rein aus den Klagengegensätzen hervorgegangen, sondern aus beiden Elementen gemischt. Sie ist nicht lediglich eine Kategorie oder Unterabteilung der sozialen Frage, weil wir uns die Möglichkeit vorstellen können, daß es auch im Zukunftsstaate eine

In der Villa Hertza ging es ungewöhnlich lebhaft zu. Die Kreolfamilie hatte ganz plötzlich den Entschluß gefaßt, Kissingen zu verlassen. Als Hertwig in der vorhergehenden Nacht aus dem Hotel de Russie heimgekommen war, hatte er aus den von Terones bewohnten Zimmern aufgeregtes Gespräch, lautes Schelten und Diskutieren vernommen. Kurz darauf hatte er einen Menschen eiligen Schrittes durch den Hausflur gehen und die Thür ins Schloß werfen hören. Dann war alles still geworden. Am Morgen hatte ihm die Wirtin in ziemlich niedergeschlagener Stimmung mitgeteilt, die amerikanische Familie habe ihr soeben die Wohnung aufgekündigt und gedenke noch am Vormittag abzureisen.

Diese plötzliche Abreise brachte das ganze Haus in Alarm, und den ganzen Morgen über ging es treppauf, treppab. Schon standen zwei mit Koffern vollgepackte Wagen zur Abfahrt nach dem Bahnhof bereit, als auf einmal von allen Seiten, durch Haus und Garten, der Ruf nach Mercedes erscholl. Das Kind war seit mehreren Stunden nicht mehr gesehen worden; man hatte es über dem Trubel des Packens vergessen und konnte es jetzt nirgends finden.

Da trat Hertwig in das Zimmer, welches Hänschen mit seiner Kinderfrau inne hatte. Der Kleine war nach einer unruhigen Nacht mit Fieber aufgewacht; der herbeigerufene Arzt hatte eine leichte Halsentzündung konstatiert und angeordnet, daß der kleine Patient einige Tage das Bett hüten solle. Er hatte soeben noch geschlafen, aber bei seines Vaters Eintritt schlug er die Augen auf. „Bei mir bleiben, Papa!“ bat er zärtlich. Der Papa setzte sich an sein Bettchen und erzählte ihm von der unartigen, entlaufenen Mercedes.

„Die ist ja bei mir gewesen!“ rief Hänschen.

„Wann denn?“

„Vorhin, gleich nachdem ich meine Arznei genommen hatte und ihr beide hinausgegangen waret, Trine und du, da kam Mercedes und kletterte auf meine Bettlehne. Aber dann riefen sie draußen nach ihr, und da hat sie sich rasch dort hinter das Sofa versteckt. Ich bin dann eingeschlafen, weil sie so mucksmäuschenstill war.“

Hertwig trat an das bezeichnete Möbel, schob es beiseite — und da funkelten ihm ein Paar finstere, schwarze Augen entgegen. Unbeweglich, wie ein Igel zusammengerollt, lauerte die Vermisste auf der Erde. Als sie Hertwig sah, schnellte sie empor und fuhr mit geballten Fäustchen auf den kleinen Patienten los, der ihren Zufluchtsort verraten hatte. Hertwig hielt sie zurück, aber den Strom ihrer Rede, aus dem die Worte „traidor! ladrón! borrico!“ deutlich hervorklangen, konnte er nicht hemmen.

In der Thür erschien Herr Linares. Er hatte die Stimme seines unbotmäßigen Töchterleins von draußen gehört. Aber die kleine Unholbin schrie und schlug wie besessen um sich.

„Sie will hier bleiben,“ erklärte ihr Vater lächelnd dem Landgerichtsrat. „Deshalb hat sie sich hier versteckt. Sie will sich nicht von dem kleinen Hans trennen.“

Jetzt warf sich das leidenschaftliche Kind über Hänschens Bett und schlang die Arme laut schluchzend um den Hals des Knaben.

„Papa, ich will ihr was schenken, weil sie so traurig ist,“ erklärte Hans großmütig. „Meinen kleinen Porzellanmops will sie gern haben. Neulich hat sie ihn mir schon heimlich weggenommen, aber ich habe sie so lange gehauen, bis sie ihn wieder herausgegeben hat. Darf ich ihn ihr schenken?“

Und er drückte der kleinen Kreolin das auf der Decke liegende Spielzeug in die Hand und streichelte ihr die heißen Wädden. Mercedes schwieg, und ihre Thränen versiegten.

Aber als nun ihr Vater an das Bett trat, um sie in seinen Armen fortzutragen, da erwachte ihre Festigkeit von neuem. Außer sich vor Wut schleuderte sie ihm die Mopsfigur entgegen, so daß sie zu Boden fiel und zerbrach. Nun half jedoch kein Widerstreben mehr. Strampelnd, beißend und kränzend verließ Mercedes auf dem väterlichen Arme das Krankenzimmer.

„Papa, sind in Amerika alle Kinder so unartig?“ fragte Hans, wehmütig auf den zertrümmerten Mops blickend. Uebrigens hatte die kleine Scene den Kranken sehr aufgeregt. Er warf sich rastlos hin und her, fing an zu weinen und klagte über heftige Kopfschmerzen.

Hertwig blieb den Vormittag über an seinem Lager, und erst als der kleine Patient sein Mittagmahl eingenommen hatte und hierauf fest eingeschlafen war, entfernte er sich, um bei der Frau Konjul im Russischen Hof zu speisen.

Laura zeigte sich von ihrer liebenswertesten Seite. Noch rosigger wurde ihre Stimmung aber, als kurz vor Beendigung des Diners der Oberkellner an sie herantrat und ihr eine Depesche übergab.

„Das ist ja eine erfreuliche Nachricht,“ rief sie über den Tisch hinweg, ihrer Cousine zu. „Schwester Erna verlobt! Und weißt du mit wem? Mit dem Grafen Hochstedt!“

Dieser Name rief lebhaftes Sensation hervor. Das Wirkhaufens Ehepaar gab seiner Freude unverhohlenen Ausdruck und erzählte dem Landgerichtsrat von dem Grafen, der in jeder Beziehung eine glänzende Partie sei.

Fräulein Laura konnte zwar einen leisen Anflug von Neid nicht ganz verbergen, aber die Freude gewann doch schließlich die Oberhand.

Eine ganz besondere Wirkung übte die große Neuigkeit auf Professor Kronau aus. Für ihn war von diesem Moment an Lauras Wert verzehnfacht. Sie war nicht mehr die junge Dame mit der „kleinen Vergangenheit“, sondern die künftige Schwägerin eines der vornehmsten Aristokraten aus der Darmstädter Hofgesellschaft, und in dem Lichtglanz dieser blaublütigen Verwandtschaft zerfiel ihm die romantische Episode mit dem Südamerikaner in leeren Dunst, wie ein Nachtgespenst vor dem Strahl der goldenen Morgenjonne.

„Sie kommen doch heut abend zur Reunion,“ erinnerte Fräulein von Champicuz den Landgerichtsrat, als dieser sich verabschiedete.

„Ich werde sie schwerlich besuchen können,“ erwiderte er, „ich würde keine Ruhe haben —“

„Ach, ich vergaß, daß Sie Kindswärter-Pflichten haben!“ antwortete sie gereizt. Im nächsten Moment hätte sie sich freilich am liebsten die Zunge abgebissen für das unüberlegte Wort. Und vor dem ersten, verwundernden Blick Hertwigs schlug sie verlegen die Augen nieder.

(Schluß folgt.)



Das kranke Kind. Gemälde von R. Fontana.

Photographieverlag von Dr. C. Albert u. Co. in München.

Der Vater ist seit Jahren blind —
Blind sein ist mehr als sterben!
Die Mutter hat ein krankes Kind
Und kann nicht viel erwerben.

Die Stube war noch nie so warm,
Obgleich das Fenster offen,
Seitdem des Winters harter Arm
Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küßt das bleiche Kind
Zum erstenmal im Jahre;
Es spielt ein weicher, warmer Wind
In seinem feuchten Haare.

Und wie sein Blick am Himmel hängt,
Als möcht's dahin entfliehen,
Im Wangengrübchen langsam fängt
Ein Röslein an zu blühen.

Und — süßes Wunder! — plötzlich, als
Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
Es seine beiden Hände.

Die Mutter weiß vor Freud' nicht Rat,
Bricht aus in lautes Weinen —
Das war des Frühlings erste That
Und keine von den kleinen.

Hermann von Gilm.

Frauenfrage und eine Frauenbewegung geben wird. Sie ist noch viel weniger aufzufassen als ein geschlossener Kampf des einen Geschlechtes gegen das andre, sonst müßten alle Frauen auf dieser, alle Männer auf jener Seite des Schlachtfeldes zu finden sein, was bekanntlich nicht der Fall ist. Eine derartige Scheidung ist undenkbar, sie wäre aber auch unerfreulich, denn eine Frage, deren Schlichtung im Interesse der ganzen Menschheit liegt, erfordert auch zu ihrer Lösung die Mitwirkung der Menschheit und nicht eines Teiles allein. Wohl aber wäre zu wünschen, daß die Frauen selbst sich mehr für die Frauenfrage und -Bewegung interessieren möchten. In den besser situierten Ständen herrscht vielfach gerade unter den Frauen noch eine völlige Gleichgültigkeit gegenüber allen auf „Emanzipation“ gerichteten Bestrebungen, und wenn wir gern zugeben, daß es hier und da, besonders in Großstädten, in denen das moderne Leben pulsiert, besser aussieht, so wird mir doch im allgemeinen jeder, der einmal mit gebildeten Frauen über dies Thema gesprochen hat, beistimmen. Die Ursache dieser kühlen Zurückhaltung aber liegt in der Natur des Weibes, die im Grunde eine konservative und aristokratische ist. Wer nichts geistvolle und zutreffende Ausführungen über diesen Gegenstand kennt, weiß, was hiernit gesagt sein soll. Wie der Mann die treibende, vorwärts drängende Kraft im Leben ist, so ist die Frau die beharrende, hemmende Kraft im guten, wie im weniger guten Sinne. Neuen Ideen und modernen Anwandlungen, ob sie nun etwas taugen oder nicht, widersetzt sie daher länger als der Mann. So ist auch von der siegreich vordringenden Anschauung, daß unsre Zeit eine eminent soziale sei, die Frauenwelt heute noch viel weniger ergriffen, als dies mit den Männern der Fall ist. Der Mann steht eben im Kampfe des Lebens, sieht die Gegensätze miteinander ringen und wird, mag er wollen oder nicht, in den Strudel hineingezogen, während der Frau der höheren Stände zuweilen auch die leiseste Berührung mit der Not des Daseins erspart bleibt. Persönlich mag das bequem und angenehm sein; daß es aber

dem Individuum und dem Ganzen zum Segen gereiche, glauben wir nicht. Wir wagen die Behauptung: der Mann, auch wenn er ein entschiedener und energischer Gegner der Frauenbewegung ist, wird im allgemeinen doch ein größeres Verständnis für sie besitzen als die Frau, die vielleicht nur von ihrer Loge aus das gemalte Glend der Bühne gesehen hat! Es ist das keine Anklage, die wir gegen die einzelne Frau erheben; es ist eine in den Kulturbedingungen unsrer Zeit wurzelnde Erscheinung, mit der wir es zu thun haben. Solange aber als gerade diese durch ihre Stellung bevorzugten Frauen der ganzen Frage fernstehen, wird die Frauenbewegung nicht die wünschenswerte Stärke, Tiefe und Ausdehnung erlangen.

Lorenz von Stein will, „daß die Not und Armut der Frau die erste Aufgabe der Frau auf dem Gebiete der sozialen Frage sei“. Er mißt der Thätigkeit der Frau auf diesem Felde eine ganz außerordentliche Bedeutung bei und meint, daß erst dann, wenn durch die Frau das individuelle Moment des sozialen Klassengegenjates bewältigt würde, es mitten in allen gesellschaftlichen Unterschieden Frieden und Zufriedenheit geben würde. Er schildert die Aufgabe der Frau höheren Standes an der Wiege, dem Krankenbett und dem Herd der Armen und sagt: „Wenn ich Frauen sähe, die das in allem Ernste studieren möchten, dann würde ich glauben, daß das menschliche Wissen nicht bloß um neue Kräfte auf alten Gebieten, sondern um neue Gebiete selbst reicher geworden, die der Mann allein nicht erforschen, denen kein Mann genügen kann!“ Zweifellos liegt viel Nichtiges in diesen Worten. Aber was Lorenz von Stein fordert, ist doch im ganzen und großen nichts andres als eine milde Gabe, die den Allerdürftigsten zugute kommen möge. Wir müssen wenigstens die Tendenz jenes Satzes dahin verallgemeinern: soll wirklich das individuelle Moment des Klassengegenjates bewältigt werden, so bedarf es dazu, daß die Frauen der besseren Klassen ernstlich der sozialen Hebung ihrer Mitschwester sich widmen. Das aber vermögen sie nur, wenn sie einen richtigen Einblick in deren Lage ge-

wonnen haben. Sie müssen — und zu diesem Zwecke haben sie keineswegs eindringende volkswirtschaftliche Studien nötig — über gewisse soziale Erscheinungen nachzudenken sich gewöhnen, an denen sie vielfach bisher achtlos vorbeigegangen sind. Sie müssen sich auch dazu verstehen, Vorurteile abzulegen, die zu hegen heute noch vielfach zum guten Ton gehört. Ein immer wachsender Prozentsatz von Frauen bleibt ehelos, nicht weil sie freiwillig auf die Gründung eines Hausstandes verzichten, sondern weil ihnen die Gelegenheit dazu fehlt, sich zu verheiraten. Gehören diese den besseren Ständen an, so mag sich ihr Los noch angenehm gestalten. Die vielen Tausende und Abertausende aber, die ohne Mittel dastehen, was bleibt ihnen übrig, als den Kampf mit dem rauhen Dasein aufzunehmen? Und in diesem Ringen bedürfen sie der Unterstützung aller Wohlmeinenden, vor allem aber edler Frauen, die ihnen schließlich doch am nächsten stehen.

Niemand wird zudem bestreiten wollen, daß das Mützzeug, in dem diese Frauen den Daseinskampf aufnehmen, leider oft ein recht schwaches und untaugliches ist. Während tatsächlich ein großer Prozentsatz der weiblichen Individuen, um das Leben fristen zu können, mit den Männern in wirtschaftlichen Wettbewerb treten muß, wird in der Erziehung und Ausbildung hierauf fast noch gar keine Rücksicht genommen; man giebt die Frauen den Wechselfällen des Lebens preis, ohne dafür gesorgt zu haben, daß sie sie zu bestehen vermögen. Das eben ist die Ungerechtigkeit, deren sich fortgesetzt die Welt gegen die Frau schuldig macht: sie macht sie wehrlos, ohne sie doch schützen zu können. Und hier sollten vor allem warmherzige und einsichtige Frauen zu helfen suchen. Sie können nicht dem Rade der wirtschaftlichen Entwicklung in die Speichen fallen, sie können nicht bewirken, daß die zahllosen alleinstehenden Frauen zur Gründung eines eigenen Herdes gelangen, aber sie können dazu helfen, daß eben diese Frauen widerstandsfähiger und geschickter für den Kampf des Lebens werden. In diesem Sinne zu wirken wäre wahre Schwesternpflicht.

An Gelegenheit fehlt es ja nicht. Ueberall regen sich die Bestrebungen, die dahin gehen, den Frauen eine bessere und zweckmäßigere Ausbildung zu sichern. Fachschulen aller Art sind entstanden, und nenerdings sind in Berlin, Leipzig und Karlsruhe, wie bekannt, Mädchengymnasien gegründet worden. Mag dieser oder jener Versuch wirklich fehlschlagen, wir halten doch den betretenen Weg für den richtigen. Denn die immer wiederkehrende Behauptung von der Inferiorität der Frau läßt sich nur so widerlegen, daß man für beide Geschlechter möglichst gleichgeartete Konkurrenzbedingungen schafft, daß man vor allen Dingen der Frau die notwendige Schulung für das Leben giebt, deren sie heute zumeist noch ermangelt. Die Superiorität des Mannes ist vielfach doch weiter nichts als die Folge einer besseren Ausbildung und Ausrüstung.

Die Besorgnis, daß junge Mädchen etwa von ihrem „weiblichen Berufe“, unter welchem natürlich das Heiraten verstanden wird, abgezogen werden, ist nicht begründet, denn nicht Lanne oder Liebhaberei ist es zumeist, der sie ins feindliche Leben hinaustreibt, sondern die bittere Notwendigkeit. Wie viele würden es vorziehen, sich „dem natürlichen Berufe des Weibes“ zu widmen, wenn das eben nur möglich wäre! Leider ist das nicht der Fall, wir müssen vielmehr mit einer immer mehr anschwellenden Ziffer solcher Frauen rechnen, die das Schicksal zwingt, für sich selbst zu sorgen. Gibt es da überhaupt eine andre Wahl, als ihnen wenigstens ihre Aufgabe nach Kräften zu erleichtern? Freilich wenden, ebenso wie manche Männer, auch viele Frauen immer wieder ein, die Teilnahme ihrer Geschlechtsgenossinnen an der Arbeit der Männer sei unweiblich. Man sucht in der Litteratur nach geistlichen und geistreichen Aussprüchen, die die Frau in ihrem Wirkungskreise auf das Haus beschränken. Aber läßt sich denn im Ernst mit dialektischen Kunststücken gegen Forderungen, die die fortschreitende Kultur erhebt, etwas ausrichten? Wer will überhaupt eine unansehbare Definition des Wortes „unweiblich“ geben? Bei den heutigen zivilisierten Völkern schon deckt sich der Begriff keineswegs: die Deutsche findet manches „unweiblich“, was für die Amerikanerin durchaus geziemend scheint; die Holländerin, die Russin, die Französin, sie alle unterscheiden sich infolge nationaler Eigenart und abweichender Erziehung in der Anschauung über dasjenige, was „weiblich“ und „unweiblich“ ist. Ganz anders noch gestaltet sich die Verschiedenheit natürlich, wenn wir die nicht zu den eigentlichen Kulturnationen gehörigen Völker heranziehen. Und welche Wandlungen haben diese Begriffe im Laufe der Zeit erlebt bei den Griechen und Römern, im Mittelalter und in der Renaissance! So wechselt in ewigem Flusse der Begriff der Weiblichkeit nach Zeit und Ort. Jedes Volk, jede Periode schafft ihn sich nach eigenem Bedürfnisse und läßt ihn fallen, wenn er der fortschreitenden Entwicklung nicht mehr genügt. Uebereinstimmung und Stillstand ist nirgends zu gewahren. Wenn heute in Deutschland 39 Prozent der heiratsfähigen Frauen ehelos bleiben, und wenn, was nicht ausgeschlossen ist, diese Zahl in steigender Progression wächst, dann wird es vergebliche Mühe sein, sich an eine veraltete Formel zu klammern und den Satz, daß die Ehe der Beruf des Weibes sei, immer zu wiederholen. Mit zwingender Notwendigkeit wird dann ein neuer, den modernen Verhältnissen sich anpassender Begriff entwickelt. Heute schon liegt die Sache so, daß ein außerordentlich großer Teil der ledigen Frauen genötigt ist, sich selbst zu ernähren. Das mag bedauerlich sein, aber die Notwendigkeit, die diese Frauen in die Selbstständigkeit hineindrängt, giebt ihnen auch das Recht der Gleichstellung mit den verheirateten Frauen und schützt sie gegen den Vorwurf, „unweiblich“ zu handeln.

Allerdings wünschen wir weder, noch glauben wir, daß alle Unterschiede zwischen Mann und Frau hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit heute oder in der Zukunft einfach weggewischt werden. Auch sind wir nicht der Ansicht, daß jede Berufsart, die dem Manne angemessen ist, auch der Frau sich eignet. Wir wollen nicht einmal den Begriff des „Weiblichen“ und „Unweiblichen“, wie er vielfach noch festgehalten wird, über Bord werfen, sondern diejenigen Merkmale festhalten, die heute noch zutreffen. Aber dagegen möchten wir ankämpfen, daß für den Beruf des Weibes einfach eine veraltete Schablone gelte und daß jene schier unzählbare Menge von Frauen, die auf ihre eigene Kraft angewiesen sind, fast als Abtrünnige ihres Geschlechtes angesehen werden. Das ist eine Ungerechtigkeit, die sie nicht verdienen und deren sich niemand, eine Frau am wenigsten, schuldig machen sollte.



Die Brasilianerin.

Plauderei von Fulano de Tal.

Nachdruck verboten.

Brasilien ist vielleicht das sonderbarste Stückchen Erde, und wenn ein Europäer jahrelang in diesem mit allen Reizen der Natur verschwenderisch ausgestatteten Lande gelebt hat, so hat er zum mindesten gelernt, sich über nichts mehr zu wundern.

Brasilien ist schon häufig genug der Gegenstand eingehender Schilderungen geworden; alljährlich erscheinen Reisende, Naturforscher, Sammler, Schriftsteller, wohl auch einfache Touristen, um die hiesigen Verhältnisse zu studieren.

Leider aber gelingt ihnen dies nur zum Teil; denn das brasilianische Eisenbahnnetz ist von sehr geringer Ausdehnung, und Reisen im Innern des Landes sind von außergewöhnlicher Beschwerlichkeit, sodaß die Thätigkeit dieser Herren fast nur auf den Küstenstrich sich beschränkt. Ueberdies kann man Land und Leute ohne genügende Kenntnis der portugiesischen Sprache nicht kennen lernen.

Beobachten wir die Brasilianerin zunächst einmal in ihrer Stellung als Frau vom Hause.

Herr Julio Francisco da Silva, von seinen Freunden kurzweg Chico Silva genannt, ein Zollbeamter, hat uns bereits so oft und so liebenswürdig zu einem Besuch in seinem Hause eingeladen und uns treuherzig versichert, daß Dona Emilia, seine Gattin, sich ganz außerordentlich nach der Ehre unsrer Bekanntschaft sehnt, sodaß wir, so großer Liebenswürdigkeit gegenüber, nicht umhin können, der Einladung Folge zu leisten.

Das Haus, das Herr Chico Silva mit seiner Familie bewohnt, steht mit seiner schmalen Seite an der Straße. Wir öffnen die niedrige Halbthür, die nur mit einem hölzernen Riegel verschlossen ist, und treten in den sehr kleinen Hausflur, wo wir der Landessitte gemäß laut und vernehmlich in die Hände zu klatschen und zu warten haben.

Nach einigen Augenblicken erscheint die unvermeidliche, stets mehr oder minder schmierige Mulattin, die uns die Saalthür öffnet und einzutreten bittet.

Da das Wartenlassen auch in Brasilien zum guten Ton gehört und wir paciencia (Geduld) bereits gründlich gelernt haben, so wundern wir uns gar nicht darüber, zehn Minuten warten zu müssen, sondern benützen die Zeit zu einer Umschau im Saale. Zunächst fällt uns der in allen brasilianischen Häusern übliche Mangel an Gardinen ins Auge. Der Thür, durch die wir eingetreten, gegenüber befindet sich ein Sofa von poliertem Holze mit Rohrgeflecht, darüber ein ovaler Spiegel. Links und rechts stoßen zwei Reihen Stühle im rechten Winkel, gleichsam eine Allee bildend, auf die Armlehnen des Sofas. Zwischen den Fenstern und Thüren des Saales stehen einige Marmortischchen, auf denen mehrere bunte Vasen, eine Lampe mit zerprungener Glocke und verschiedene Nippesgegenstände, wertlos, auf Auktionen erworbene Dinge, in geschmackloser Anordnung aufgestellt sind. Die an den Wänden hier und da noch bleibenden Lücken sind mit Stühlen ausgefüllt, da möglichst viele Stühle in ein Zimmer zu stellen bei der Brasilianerin für ein Anzeichen geläuterten Geschmacks gilt.

Alle diese Möbel sind mit gehäkelten, weißen Decken und Deckchen belegt, sodaß es vollkommen unmöglich ist, sich irgendwo hinzusetzen, ohne eine oder mehrere Decken in Unordnung zu bringen. Die Ueberzahl dieser Decken giebt dem Ganzen einen recht ungemüthlichen, ja frostigen Anstrich.

Daß die Schaukelstühle nicht fehlen, ist in Amerika selbstverständlich. Dagegen fehlt der Tisch, der gemüthliche Familienstisch, über welchem die Hängelampe des Abends mit mildem Scheine zu geselligem Beisammensein einladet. Keine Brasilianerin würde in ihrem Salon einen Tisch dulden! Dagegen bemerken wir in der einen Ecke des Saales einen hochaufrichteten, viereckigen, ebenfalls mit weißen Decken über und über behangenen Kasten, der zwischen sich und der Wand einen schmalen Raum freizulassen scheint. Natürlich haben wir zunächst keine Ahnung davon, was das sein mag, bis wir endlich ein Piano erkennen, das man eben in Brasilien nicht mit dem Rücken, sondern mit der Klaviatur an die Wand stellt, sodaß für den Spielenden nur ein schmaler Raum frei bleibt.

Da öffnet sich die Thür, die in die innern Gemächer des Hauses führt, und Herr Chico und seine Gemahlin treten ein, Herr Chico im Gesellschaftsanzug, Dona Emilia in glattem, dunklen Rock, in weißer, mit reichen Spitzeneinsätzen verzierter Jacke, das Stirnhaar auf ein paar Duzend kleine Lockenwickel gedreht.

Wir werden gebeten, uns auf das Sofa zu setzen; Herr und Frau vom Hause lassen sich je rechts und links auf dem ersten Stuhle der Stuhlallee nieder; Felicia, die unsaubere Mulattin, reicht Wein und vorzügliches Gebäck herum. Die Unterhaltung dreht sich um die Politik und um die Skandalchronik, die von der Dame des Hauses mit naivster Offenherzigkeit behandelt wird. Mariquinha, das Töchterchen des Hauses, muß dem verstimmten Piano einen Walzer abquälen, wir sprechen höflicherweise über den uns geleisteten Hochgenuß unser Entzücken aus und finden es an der Zeit, uns zu verabschieden.

Doch die Hausfrau ladet uns zuvor noch zur Besichtigung der andern Räume ein und führt uns zuvörderst — in das Schlafzimmer. Sodann in die Veranda, die gleichzeitig als Wohn- und Speisezimmer dient; wir müssen unser Erstaaunen über die gewöhnlichsten Sachen kundgeben, um vielleicht zum zwanzigstenmale zu hören, daß alles zu unsrer Verfügung stehe. Selbst den engen Hof und das von hohen Mauern umgebene kleine Gärtchen müssen wir in Augenschein nehmen; nur zum



Verratener Briefwechsel. Ein Genrebild aus Belgien von Hans Bachmann.

Eintritt in die Küche wagt uns Dona Emilia nicht aufzufordern, und sie thut recht daran, denn der Schmutz ist dort unverfügbare. Nach abermaligen Hochachtungsversicherungen werden wir nunmehr ins Freie entlassen.

Wie der Haushalt, so die Hausfrau. Die Brasilianerin besitzt alle diejenigen Eigenschaften, die sie befähigen, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Sie kleidet sich mit unverkennbarem Geschmack nach der neuesten Mode, sie versteht es meist sehr geschickt, mit geringen Mitteln eine große Wirkung hervorzuheben, und feiner, gesellschaftlicher Schluß, die Kunst, anmutig zu plaudern und grazios sich zu bewegen — dies alles ist ihr sozusagen „angeboren“. Sie hat auch alle jene körperlichen Vorzüge, die im allgemeinen den Frauen der lateinischen Rasse eigen sind. Damit ist das Lob der Brasilianerin erschöpft.

Nun zu ihren Mängeln und Fehlern! Zunächst steht sie allem, was Arbeit heißt, feindselig gegenüber. Ein Haushalt ohne mehrere schwarze oder braune dienstbare Geister, die in der Regel schmutzig, faul und diebisch sind, ist ihr undenkbar. Das Frühstück bereitet die Magd; die Reinigung des Hauses besorgt die Magd; die Einkäufe auf dem Markt an Fleisch und Gemüse sind Sache des Herrn Gemahls, der sich bereits in aller Frühe mit dem Knechte auf den Weg machen muß, denn es würde der Dame des Hauses zu ewiger Schande gereichen, kaufend auf dem Markte gesehen zu werden. Die Zubereitung über die Hauptmahlzeit, die gegen vier Uhr eingenommen wird, liegt wiederum dem Küchenpersonal ob. Fragt man nun, was denn die Brasilianerin mit ihrer Zeit den Tag über anfängt, so lautet die Antwort einfach: nichts.

Pardon! Sie legt sich ins Fenster, setzt sich in den Schaukelstuhl und durchblättert die Uebersetzung eines französischen Romans, sie bückt Dozes, Süßigkeiten, die sie — zu ihrem Lobe sei dies gesagt — außerordentlich gut zu bereiten versteht, sie spielt einen Tanz oder ein fadensalonstück auf dem Piano und schimpft zuweilen recht dorb über ihre Küchengeister, um einen Augenblick später das lebenswürdigste Lächeln um ihren kleinen Mund spielen zu lassen. Dieser Zeitvertreib wird zuweilen durch Besuche unterbrochen, die sie empfängt und zu erwidern hat. Kaffeegesellschaften im deutschen Sinne sind in Brasilien im allgemeinen unbekannt; indessen liefert auch bei den Zusammenkünften brasilianischer Damen der gute Ruf des lieben Nächsten das abwechslungsreiche Thema der Unterhaltung.

Daß die Brasilianerin unter solchen Umständen nicht die Kameradin und Freundin des Gatten sein kann, die ihm im Kampf ums Dasein treu zur Seite steht, die Gefährtin, die ihm die Sorgen von der Stirn scheidet, das wird niemand bezweifeln.

Der Einfluß, den sie auf den Gatten ausübt, ist daher nur sehr gering. An den geschäftlichen Unternehmungen oder an dem Verufe ihres Mannes nimmt sie keinen Anteil, weil ihr einfach das Verständnis dafür fehlt. Ihre völlige Unkenntnis aller Erfordernisse des praktischen Lebens kennzeichnet am besten die Thatsache, daß die meisten Brasilianerinnen noch niemals Geld in der Hand gehabt haben. Was die schwarze Köchin den Tag über gebraucht, wird aus dem nächsten Kramladen, der „Benda“, auf Monatsrechnung geholt, und für die Waren, die Dona Emilia etwa aus einem andern Geschäfte nimmt, werden dem Herrn Gemahl am Schlusse des Monats gleichfalls die Rechnungen zugefandt.

Auch als Mutter ist die Brasilianerin nur sehr unvollkommen. Vom ersten Lebensstage an ruht Wohl und Wehe des Kindes in den Händen der farbigen Dienerschaft, die Mutter hält es für selbstverständlich, daß ihr das lästige Geschäft der Kindererziehung aus den Händen genommen wird. In besonders schwierigen Lagen, in Krankheitsfällen, wo es sich um das Leben des Kindes handelt, wird von ihr nicht der gesunde Menschenverstand zu Rate gezogen, sondern sie nimmt dann zum krassesten Aberglauben ihre Zuflucht. Nicht die Mutter, sondern die Negerin ist die Erzieherin des heranwachsenden Geschlechts, daher ihr großes, moralisches Uebergewicht im Hause. Kein Wunder, daß man ihr sogar die Auswahl der Schule überläßt, die die Kinder besuchen sollen.

Für die geistige Ausbildung der Mädchen geschieht gar nichts; die Töchterchulen befinden sich in einem trostlosen Zustande der Verwahrlosung, nur in Rio, Bahia, Pernambuco, São Paulo und Porto Alegre bestehen gute Mädchenschulen.

Die Lehrerinnen, denn nur solche unterrichten an den brasilianischen Mädchenschulen, sind wahre Musterbilder von Unwissenheit und haben ihre Stellungen zumeist wohl deshalb erhalten, weil man den Chemännern oder Verwandten jener Damen für geleistete Dienste auf politischem Gebiet eine kleine Anerkennung zukommen lassen wollte. In Brasilien fungieren nämlich auch Ehefrauen als Lehrerinnen an öffentlichen Schulen, und wenn uns der Zufall in einen Schulsaal führen sollte, in dem mehrere Dutzend Mädchen vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre dem Unterrichte einer Dame lauschen, die einen kräftig schreienden und strampelnden Bambino auf dem Arm hat, so dürfen wir uns nicht wundern: wir sind ja in Brasilien. Der Unterricht selbst beschränkt sich auf Lesen, Schreiben, etwas Rechnen, ein wenig Grammatik und die Geographie von Brasilien. Von einer „Arbeit“ ist auch hier beim Unterrichte nicht die Rede.

Nachdem die Mädchen während etlicher Jahre eine dieser Klippchulen besucht haben, genießen sie noch den dort unvermeidlichen Klavierunterricht, der sie höchstens befähigt, im häuslichen Kreise zum Tanze aufzuspielen. Außerdem lernen sie allenfalls Kuchen backen, häkeln, sticken und wenn es hoch kommt, künstliche Blumen aus Fischschuppen herstellen. Aus der Schule entlassen, verwandeln sie sich sofort in Damen, für welche geistige Interessen irgendwelcher Art nicht vorhanden sind. Sie pflegen weder eine Kunst, noch beschäftigen sie sich mit Litteratur und Sprachen; für den Gedanken, daß es das Vorrecht edler Frauen sei, mit mildthätiger Hand die Schmerzen des notleidenden Teils der Menschheit zu lindern, fehlt ihnen jedes Verständnis. Ihr einziger Gedanke ist — recht bald unter die Haube zu kommen.

Das sind die Durchschnittsbrasilianerinnen von heute, und wenn auch ab und zu, besonders in den Südstaaten der Republik, eine Besserung insolge deutschen Einflusses zu verspüren ist, so bleibt doch noch ungeheuer viel zu thun, damit die Brasilianerin ihre Pflichten begreifen und erfüllen lernt.

Ein Jahr.*

Träumende Blumen, nickendes Gras,
Von Käfern ein gülden Gewimmel,
Ein Rauschen wie rieselnder Blätter Fall,
Und drüber der blaue Himmel.

Am Boden flimmerndes Silber verstreut,
Die Sträucher in weißen Schleiern,
Kein Windhauch, kein wachender Vogellaut,
Nicht endenollendes Feiern.

Es klopft wie mit Kinderfingern
Ans sonnenlaue Eis,
Und in den naßen Zweigen
Da regt sich's fragend leis.

Um Rosen braune Falter,
Ein Reigen von Ast zu Ast,
Die Blüten voller Honig,
Die Nester voll junger Last.

Und wieder träumende Blumen,
Der Käfer gülden Gewimmel,
Der müden Blätter Rieseln
Und drüber der blaue Himmel.

Maria Janitschek.

* Aus der Gedichtsammlung „Im Sommerwind“ von Maria Janitschek (Leipzig, Max Spohr).

Sperlingsweisheit.

Skizze von E. Eif-Blanc.

Nachdruck verboten.

Meint ihr, alle Menschen liebten den Frühling um seiner Blüten willen? O nein!

Da war z. B. eine junge Gärtnerfrau mit einem wettergebräunten, schmalen Gesicht, dunklem Haar und italienischen Augen, zu denen sie eigentlich gar kein Recht hatte; denn alle ihre Vorfahren waren Deutsche gewesen — brave, schlichte Landleute und so stumpf zufrieden, daß sie gleich ihr nicht mal geahnt, daß es eine glühende Sehnsucht nach dem Süden gab.

Diese Frau trug ein gelbfarbiges, mit lila Sternen bedrucktes Kattuntuch um den Kopf und kehrte in großen Zügen mit sehr energischer Befensführung den Frühling laut schimpfend zu ihrer Hausthür hinaus.

„Ist das 'ne Schweinerei mit der Baumblüt! Da schmeißt der Wind die weißen Blätter überall runter, daß ich alle Tage segnen muß — das wird auch nicht anders, als bis das ganze Zeug abgeblüht ist!“ Und mit einem nichts weniger denn wohlwollenden Blick auf die Obstbäume draußen warf sie die Thür zu.

Aber die Mißethäter waren sich keiner Schuld bewußt. Sie schwebten in ihrer alljährlich wiederkehrenden Jugend und konnten ihre weiße Blütenpracht wie stille, große Vögel ihr schneeweißes Gefieder.

Das kleine Gärtnerhaus lag wie ein Poetenwinkel unter den vielen Kirschbäumen, deren stahlfarbene, nussulöse Stämme von Saftfülle strotzten. Das Grün der Blätter verschwand unter dem vielen Weiß, fast am schönsten aber war es, wenn man sich gerade unter solchen über und über blühenden Baum stellte und durch die genöhlsten Zweige wie durch weiße Guirlanden hineinsah in den blauen Maienhimmel. Wie war das herrlich! Wie war das unfaßbar schön! Und zuletzt, wenn das Auge geblendet war von Sonnenglanz und Farbenpracht, verwichen sich alle Konturen, und dann schien es, als schwämmen Millionen weißer Blüten auf einem Meer von blauem Atlas in einer großen Unendlichkeit.

Ah — wenn die Bäume doch monatelang blühten! Aber nein, da hätte ja die Gärtnerfrau alle Tage kehren müssen, und dazu fände sie schwerlich Zeit, denn sie war von früh bis abends unermüdetlich thätig. Sie mußte es sein, sie hatte einen Mann und vier Kinder. Zwei Knaben und zwei Mädchen; obwohl sie noch zur Schule gingen, waren sie sich schon über ihre künftigen Verufe klar. Max wollte Maurer, Otto, wie der Vater, Gärtner werden. Eise hatte sich für Waschfrau entschieden, aber Anna war das zu schmutzig — sie schwankte zwischen Putzmadchenin und Blätterin. Vorläufig waren alle vier echte Naturkinder; gesund, rotbäckig, gutherzig und ungezogen. Sie kannten jedes Vogelnest eine Viertelmeile im Umkreis, stahlen fremdes Obst und aßen Kirchen, Birnen und Äpfel aus dem eigenen Garten prinzipiell nur in grasgrünem Zustand, weil die Süßigkeit der „verbotenen“ Früchte sie für die Säure der unreifen überreich entschädigte. Trotzdem waren sie keine bösen Kinder, sondern halfen den Eltern, wo sie konnten, und waren stolz, wenn sie der Mutter ein paar selbstverdiente Groschen bringen konnten. Die aber steckte das Geld in die vier Sparbüchsen, die ihren Ehrenplatz im Glaschrank hatten.

Am vollsten war die von Max. Er fand immer Gelegenheit, sich im Dorf für Geld nützlich zu machen. Otto hingegen trieb sich lieber im Busch herum und stand mit den Vögeln auf gutem Fuß. Er ließ keinen Kuckuck vergeblich rufen, ohne ihm zu antworten und unterhielt sich besonders gern mit dem Rotkehlchen, das sein Nest über dem leeren Taubenschlag hatte. „Kommt — sing' mir mal 'n Viebel,“ pflegte er ihm gut zuzureden, „ich sag' dir auch, wenn die Kage kommt.“

Otto und Anna, die beiden Jüngsten, waren fast immer zusammen, deshalb bekamen sie meist gemeinsam Hiebe, und das besetzte ihre Freundschaft nur noch mehr. Anna war die Süßeste und wild wie ein Knabe; nur im Sonntagsstaat wurde sie feix und eitel — eine Miniatur-Dorffokette.

Jetzt saß sie in einem grünen Kleid mit roten Strümpfen und Holzpantöffeln an den kleinen Füßen auf einem Strick, den sie an den Kirschbaum hinterm Haus gebunden, und schaukelte sich. Und jedesmal, wenn sie sich einen Schwung gab, zitterte der Baum und streute einen Regen weißer Blüten auf das Landkind. „Du — es schneit, mich friert!“ Damit rannte sie endlich davon, und Mussel, der schwarze Spitz, jagte kläffend hinter ihr drein.

„Macht nicht solchen Skandal! Was soll die Herrschaft denken!“ schrie die Mutter ihnen scheltend nach.

Anna blieb stehen und steckte erschrocken den Finger in den Mund. Wichtig — die Herrschaft hatte sie vergessen. Sie

bezog immer mit dem Frühling — wie schade! — ihren Landstich, in dessen Park das zugehörige Gärtnerhaus lag.

Wenn die Kinder schrien, sangen oder pfften, drang es durch den Garten bis auf die Veranda, wo die Damen zu sitzen pflegten, und störte deren Ruhe. Die Frau des Hauses und namentlich ihre beiden erwachsenen Töchter waren recht „herunter“, nervös angegriffen von der vorhergegangenen, regen Wintergesellschaft. Das viele Tanzen und Sich-Amüsieren machte sie müde, brauchte so viel Kräfte auf, die mußte der Sommer wieder ersetzen.

Und so saßen die Damen, elegant frisiert, wohlgeschminkt, mit großen Hüften vor der Sonne geschützt, meist im Freien; schwagten, häkelten oder machten irgend eine andre jener rein mechanischen, kunstlosen Handarbeiten, die den Doppelpfand haben, die Zeit auszufüllen und den Kopf leer zu lassen.

Ja — das waren echte, junge Damen, die den ganzen Tag weiße Batisthürschchen trugen, welche niemals schmutzig wurden, denn die Fräulein thaten nichts. Aber deshalb gerade imponierten sie den Gärtnerkindern; die einfachen Gemüter ahnten instinktiv, daß das sehr fein war. Wieviel Geld mußte jemand haben, um so leben zu können! Die waren sicher so reich, daß sie nicht mal mehr Sparbüchsen hatten. „Die Fräuleins kriegen sicher bald einen Mann, weil sie so viel Geld haben,“ hörte Anna eines Tages den Vater sagen, und seitdem stiegen die jungen Damen noch mehr in ihrer Hochachtung. Sie versuchte deren Gang nachzumachen, wickelte sich über Papier die Stirnlocken vorm Spiegel — wenn's die Mutter nicht sah — und beobachtete verstockt die beiden Fräulein, wie sie müßig auf der Veranda saßen und auf „einen Mann warteten“. Das dachte sie sich besonders reizend.

Uebrigens thaten die jungen Damen doch etwas. Sie spielten Klavier und Krokett, hatten oft Besuch, schrieben Briefe an Freundinnen, und die Aelteste malte sogar. Aber nicht nach der Natur — das war ihr zu schwer.

Die Jüngere litt an Bleichsucht und sollte sich gesundheitshalber im Garten beschäftigen. So wandelte sie anmutig durch die Gänge und pflückte oder begoß Blumen mit einem blau lackierten Gießkännchen, das kaum zwei Tassen Wasser faßte. Der Gärtnerbursche lachte verstockt hinter ihr her.

Manchmal wurde ihre Beschäftigung sehr ernst. Dann zog sie alte, dänische Lederhandschuhe über die weißen Hände und — mit einem Grabscheit, so groß wie ein Suppenlöffel — fing sie an zu schaufeln und Wurzel oder Beilchen umzupflanzen. So veränderte sie die Zeit, ohne Pflichten, ohne Streben. Sie pflegte ihr Haar, ihre Hände und Zähne, jedes Glied ihres Körpers. Und ihren Geist?

Danach fragte niemand. Weder Eltern, noch Freundinnen oder die jungen Herren, die zuweilen zum Krokett und Abendbrot kamen. Da waren die beiden Fräulein am vergnügtesten, denn ohne Besuch langweilten und zankten sie sich.

Als der Mai vorüber war, hatten die Gärtnerkinder keine Zeit mehr, die Herrschaft zu beobachten; Mutter und Vater verlangten ihre Hilfe und Arbeitsleistung. Da gab es keinen Unterschied der Geschlechter, sondern nur junge, rüstige Menschenkraft, die überall dort am rechten Platz war, wo in Haus oder Garten thätige Hände fehlten.

Wenn die Geschwister ihre Schulaufgaben erledigt hatten, mußten sie beim Vater antreten — alle vier! Der teilte ihnen die Arbeit zu, nun schafften sie emsig, bis es Feierabend läutete und alle fleißigen Hände ruhen durften.

Hätte das älteste Fräulein, welches malte, des Abends in die ebenerdige, erhellte Wohnstube der Gärtnerküte geblickt, dann hätte sie vier rotbäckige, lachende Kinder mit Vater und Mutter um den Esstisch, eine dampfende Kartoffelschüssel sitzen sehen. Wahrlich ein Bild zum Malen! Aber diese frisch pulserende urkräftige Wirklichkeit konnte weder ihr gekünstelter Sinn geistig erfassen, noch ihr Bissel in Farben wiedergeben.

Die beiden Fräulein in ihrem Müßiggang hatten neue Beobachter gefunden: zwei Sperlingskinder, Bruder und Schwester, kleine Dinger mit weichen, flaumigen Federchen und einem federn, herausfordernden „Piep“. Sie waren vor Wochen im Starkasten geboren worden, der zwischen Fliedersträucher gerade vor der Veranda an einer langen Stange angebracht war. Von dem Starkasten aus hatte man den weitesten Rundblick im ganzen Grundstück, und den rechnete sich die Sperlingsmutter als persönliches Verdienst an, als ob sie die schöne Aussicht geschaffen hätte.

Dank diesem „milieu“ war den jungen Spazern der Natursinn angeboren. Sie saßen dicht nebeneinander auf dem schmalen Holzsteg vor ihrem Starkasten, drehten die Köpfe nach allen Seiten und besahen sich die Welt aus der Vogelperspektive. Der Sommerwind blies lau in ihr zartes Gefieder, der Flieder, der rings um sie blühte, duftete so süß, und ab und zu kamen Vater und Mutter geflogen und steckten ihnen Lederbissen in die offenen Schnäbel.

Das war recht schön — aber es dauerte nicht lange. Die Kleinen mußten fliegen und für sich selbst sorgen lernen; sie mußten Erfahrungen sammeln und sich selbst schützen und verteidigen lernen vor Katzen, Raubvögeln, Menschen und andern Gefahren. Das Leben war nicht leicht. Sperlingsbruder und Sperlingschwester erhielten dieselben Lehren, denselben Unterricht, weil der Kampf ums Dasein die gleichen Anforderungen an beide stellen würde.

Das Insektenfangen machte den jungen Vögeln die größte Mühe. Anfangs glaubten die zwei, sie würden diese schwierige Kunst niemals erlernen, aber: „Dann müßt ihr verhungern,“ drohte die Mutter kaltblütig — und das dachten sie sich schrecklich. „Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu leben.“

Aber die Menschen leben auch, ohne zu arbeiten,“ widersprach der Spazerknabe trotzig, der einen bedenklichen Gang zu Trägheit und Genußsucht zeigte und täglich mit heimlichem Neid sah, wie die Herrschaft auf der Veranda aus vollen Schüsseln aß. Freilich nur die jungen Damen, denn die Hausfrau hatte meist zu thun, und der alte und der junge Herr kamen erst des Abends von der nahen Stadt heraus.

Diese Rede ihres Vaters gab der weißen Sperlingsmutter zu denken. Sie fand es ratsam, den ersten Ausflug mit ihren beiden Sproßlingen nach dem Gemüsegarten zu unternehmen, damit sie nicht mit falschen Begriffen ins Leben träten — sie hielt sehr viel vom praktischen Anschauungsunterricht. Lehrte, wie Sokrates, der seine Schüler in den Straßen, auf dem Markte unterrichtete und sie im Leben fürs Leben vorbereitete; eine Methode, die bei der modernen Pädagogik leider in Vergessenheit geraten ist

Im Gemüsegarten herrschte der Fleiß; keine Hand — ob groß oder klein — war müßig. Männer und Frauen waren emsig bei der Arbeit, die Gärtnerkinder halfen. Man, mit heißem, rotem Gesicht, kniete am Boden und jätete Unkraut, Esse las Raupen von dem Kohl. Die beiden Jüngsten pflückten in große Körbe unreife, zum Einlegen bestimmte Stachelbeeren.

„Seht ihr?“ meinte die Spazemutter triumphierend, als sie in den Starlaßen heimkehrten, „was habe ich gesagt? Auch die Menschen müssen früh anfangen zu arbeiten.“

„Aber die Veranda-Damen thun es nicht,“ beharrte der rechtshaberische Sperling, noch immer nicht ganz überzeugt.

„Daß euch von denen nicht irre machen,“ jagte die Mutter ungeduldig, die das ansteckende böse Beispiel fürchtete. „Auf dich als Jungen paßt der Vergleich überhaupt nicht. Du mußt wissen, daß die Menschen, das heißt nur die reichen, einen Unterschied machen zwischen Männern und Frauen. Die ersteren arbeiten, lernen sich verteidigen und verdienen ihre Nahrung, genau wie wir Sperlinge — die letzteren aber lassen sich beschützen und ernähren.“

„So werden sie ihr ganzes Leben lang gefüttert?“ fragte das Spazefräulein überlegen, das sich schon drei Fliegen gefangen hatte und nicht wenig stolz darauf war. „Können sie sich nicht selbst Nahrung suchen — sind sie zu beschützt dazu?“

„Sie nennen das ‚weiblich‘,“ erklärte die Erfahrene belehrend.

„Das ist gewiß ein arges Schimpfwort,“ nickte die Kleine verständig und steckte den Kopf unter die Flügel; sie war müde geworden.

Die Alte schwieg diplomatisch. Warum die Menschen das „weiblich“ nannten, begriff sie selbst nicht, denn war nicht auch sie Weib, Gattin, Mutter und hatte trotzdem dieselben Pflichten wie ihr Mann? Aber von dieser Unkenntnis durften die Kinder nichts merken, sie verlore an Preßige — eine Mutter muß immer thun, als ob sie alles wüßte.

Von der Berliner Gewerbeausstellung.

Möbel und Küchengeräte.

(Hierzu die Abbild. der Modellküche von E. Cohn.)

Nachdruck verboten.

Ein recht ansehnlichen Raum nimmt, wie in der gesamten Industrie der Reichshauptstadt, so auch auf der diesjährigen Berliner Gewerbeausstellung die Möbelindustrie ein.

Besonders stimmungsvolle Zimmereinrichtungen hat die Firma Herrmann Gerson hier in der Hauptindustriehalle zur Anschauung gebracht. Ein Herrenzimmer mit Möbeln aus Eichenholz, zu denen die altblauen Tuchbezüge und goldgelben Posamenten vortrefflich harmonieren, ein lauschiges Damenzimmer mit Polysandermöbeln und blaugraue gestreiften Seidenbezügen, ein Schlafzimmer, dessen Möbel aus hellem, lackiertem Holz lachsfarbene, mit Spitzenapplikationen gezierte Seidenbezüge haben, eine Saloneinrichtung im Pompadourgeschmack mit vergoldeten Möbeln, von denen Tische und Schränke mit schönen Onyxplatten bedeckt sind, und verschiedene andre Salons, sowie Speisezimmereinrichtungen im neueren deutschen und im Chippendalestil fesseln die Aufmerksamkeit.

Höflicherant J. Groschus zeigt eine pomphaft und dekorativ wirkende Speisezimmereinrichtung aus Polysanderholz mit Eisenbeschneiderei und Zintarien von dunklem Schildpatt über leuchtendroter Folie; Büffelt, Kredenzstische, Stühle u. s. w. sind übereinstimmend und sehen mit ihren reizenden Einlagen aus, als würden sie von roter Flammenglut umspielt. Wunderhübsch ist auch eine Saloneinrichtung aus Amarantholz mit graugrünen Bezügen, eine Schlafzimmereinrichtung aus Olivenholz mit Tujaeinlagen und endlich besonders prunkvoll ein Salon im Stile der Zeit Louis XV. aus echt ziselierter Bronze mit Schildpattinlagen.

Unter den vielen andern schönen, allerdings zuweilen auch überladenen Einrichtungen sei noch eine Schlafzimmereinrichtung aus hellem Holz mit blauen Zintarien erwähnt, sowie ein Speisezimmer, dessen Wände mit echten Gobelins und dessen Möbel mit psaublanem, goldgesticktem Sammet bedeckt sind und das im Hintergrunde einen höchst gemütlichen Erkerplatz mit prächtig gemaltem Fenster hat. Recht praktisch sind Stühle, deren Rohrstoß einem Metallrahmen eingeflochten ist, der dem Stuhl nur eingelegt wird; für die Reinigung und Erneuerung eines Sitzes ist dies gleich vorteilhaft und bequem. Unter den vielen hübschen Spiegeln im Rokoko, englischen, deutschen und französischen Geschmack fällt ein großer Salonspiegel auf, an dessen breitem, schön geschnitztem Rahmen Putten eine Drapierung halten, die aus präparierter, vergoldeter Leinwand hergestellt ist.

Eine Kücheneinrichtung, wie die nebenstehend abgebildete Modellküche des Hgl. Hoflieferanten E. Cohn, nebst Speisekammer und Weinkeller, läßt das Schalten und Walten der Hausfrau in diesen Räumen als ein wahres Vergnügen erscheinen. Die Formen der Küchenmöbel lehnen sich altenglischem Stile an, bestehen aus affreiem, in grünem Ton lasiertem Holz, dessen Fasern durch die Farbendecke hindurchschimmern und dessen Aussehen durch kupferne Beschläge in

vorteilhaftester Weise gehoben wird. Alle übrigen Einrichtungsgegenstände passen sich der Farbenzusammenstellung: Grün, Weiß, Kupfer an, sodaß ein harmonischer Gesamteindruck erzielt worden ist. Der grüne Grundton findet sich, durch Rot und Weiß unterbrochen, in allen Teilen wieder, und die Formen sind ebenfalls überall inne gehalten. Küchentisch und Spültisch besitzen Platten und Becken aus Marmor; Kochherd und Wandbekleidung sind aus grünen Kacheln in verschiedenen Mustern hergestellt; das gesamte Geschirr, sowie die Uhr sind auf weißem Grunde mit grünen und roten, auf die Verwendung hinweisenden Ornamenten geschmückt. Ein Besenschrank, der auf unsrer Abbildung nicht sichtbar ist, enthält dreißig Bürsten und Besen; die Speisekammer ist in Silbergrau gehalten. Der große Vorratsschrank, dessen zahlreiche, an den Seiten befindliche Schiebläden zugleich mit der Thür verschlossen werden, ist äußerst praktisch. — Auch die Firma Raddag u. Co. hat eine hübsche, im altdeutschen Stil gehaltene, eichen lackierte Kücheneinrichtung ausgestellt, mit der das mattgrüne Porzellan- und gleichfarbige Emailgeschirr, die blitzenden Nickel- und Kupfergeräte ein fein abgetöntes Ensemble bilden.

An den verschiedenen Kochmaschinen aus Marmor, mit altdeutsch bemalten, gelblichen Kacheln, sind die Metallteile in Nickel gehalten. Die Herde sind von vortrefflicher Konstruktion und haben meist nur eine Feuerstelle, von der aus Bratofen und Kochplatte geheizt, der Wärmeröhre die genügende Wirkung gesendet wird.

Wichtig wie das Feuer, ist in der Küche auch sein Antipode, das Eis, deshalb betrachten wir die verschiedenen Eisschränke mit Interesse, und einen Küchenschrank mit Eisschalter, der namentlich dort willkommen sein dürfte, wo der Architekt der Küche nur einen bescheidenen Raum zuerteilt hat. Die Firma E. Nagel stellte einen ziemlich großen Eisschrank aus, der luftdicht abgeschlossen ist, wodurch sich das Eis länger als gewöhnlich fest erhält. Die Eisschalter sind immer oben angebracht, weil die kalte, schwerere Luft hernieder sinkt und die warme emporsteigt macht; dadurch wird ein immerwährender Temperaturwechsel und eine beständige Abkühlung der Temperatur erzeugt. Auch für ein Speisezimmer hat Karl Fiedler einen aus Eichenholz mit reichem Schnitzwerk gearbeiteten Eisschrank ausgestellt, der, der Zimmereinrichtung angepaßt, eine Zierde des Speiseraums ist.

Die königliche Porzellanmanufaktur bringt wunderschöne Brunteller, Tassen und Basen zur Ausstellung, die nicht nur durch Feinheit ihrer Malerei, sondern auch durch die warmen Emailtöne unsere vollste Bewunderung erregen. Auch A. Schumann zeigt entzückende Tafelgeräte von Porzellan, während die blinkenden Kristallgläser, Teller, Karaffen und Schüsseln, sowie der gleiche dekorative Tafelschmuck von Harnisch diamantengleich im wasserhellen Glanze erstrahlen. Für die Bequemlichkeit und Sparbarkeit im Haushalt dürften sich Konservebüchsen mit luftdichtem Verschluss und ohne Lötung empfehlen, wie sie von Schäfers Nachfolger ausgestellt worden sind.

Bei der Unentbehrlichkeit von Kaffee und Thee in allen Erdteilen und in allen Zonen ist es natürlich, daß die fortschreitende Industrie diesen Genussmitteln liebevolle Beachtung schenkt. Eine hübsche Neuheit ist eine automatische Kaffeemaschine, „All right“ genannt, die nur mit den nötigen Zingredienzen, Kaffee, Wasser und Feuer gespeist zu werden braucht, um ebenso selbständig wie ein „Mädchen für alles“ den duftenden Trank der Levante zu bereiten. Auch die Firma Eise bringt ihre verschiedenartigen bewährten Kaffeemaschinen wieder in Erinnerung.

Lampen und Beleuchtungskörper bilden in unsrer licht-erfüllten und lichtdurchfluteten Zeit endlich noch einen sehr bedeutenden Industriezweig, und die bekannten Berliner Firmen Rafenius und Stobwasser bringen neben vielen andern, ebenfalls beachtenswerten Fabriken allerlei Lampen der verschiedensten Systeme in reizvoller, oft sogar pomphafter Weise zur Anschauung, darunter eine originelle feststehende Lampe, welche Frau Gräfin von Baumgarten (in Bogschütz bei Dels) sinnreich konstruiert hat.

Magisches Zahlenquadrat.

35			31
	11	23	
17			13

In die zehn leeren Felder des Quadrats lassen sich die Zahlen 9, 15, 19, 21, 25, 27, 29, 33, 37, 39 so eintragen, daß die Summe der vier Zahlen in jeder senkrechten, in jeder der wagerechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen 96 beträgt.

Rätseldistichon.

Was du erwarbst durch Fleiß, in mir ist es sicher geborgen. Sieh mir ein Zeichen statt zwei, werd' ich zum Fahrzeug sogleich.

Zweifelbige Scharade.

Die Schrift erzählt, in längst vergangner Zeit Ward Mensch und Tier dem Untergang geweiht. Die erste mit nur wen'gen Rettung fand Aus größter Not von des Verberbens Rand. Hat man von ihr nur einen Laut verfest, Ganz anders wird der Silbe Deutung jest. Sie nennt uns einen Kuwort allbekannt Und viel gerühmt im deutschen Vaterland. Wenn man der zweiten giebt ein andres Herz, Malt sie in Tönen trefflich Freud' und Schmerz. Das Ganze sich durch Spiel und durch Gesang Viel Beifall und auch großen Ruhm errang.

Auflösung des Füllrätsels Seite 363.

F	D	S	G		
F	l	o	t	w	
D	o	m	i	n	o
S	t	i	n	d	e
G	o	n	d	e	l
w	o	e	l		

Auflösung des Rätseldistichons Seite 363.

Berlin, Berlino.

Auflösung der Verwandlungsaufgabe Seite 363.

„Goethe — Menzel.“
Maß Bern Sohn Zauber
See Schall

Promenaden- oder Besuchsvoilette.

(Hierzu Titelbild S. 377.)

Gewöhnlich stellt sich der Herbst mit schönen, sonnigen Tagen, klarer, erfrischender Luft und leuchtendem Farbenglanz ein; das, was er an bösen Tagen mit sich führt, kommt erst später zur Geltung. Solchen schönen Herbsttagen, die uns über die Jahreszeit hinwegzutäuschen vermögen, entspricht die graziose Voilette auf der Titelseite unsres Blattes. Sie erscheint noch hell und sommerlich und ist mit ihren Grundstoffen doch schon für den Herbst bestimmt.



Rückansicht zum Titelbild S. 377.

Zu der Voilette ist beigefarbener, sehr dichter Wollenetamine und gleichfarbige Seide verwendet, mit denen

die gelbliche Guipürepräge in jadenähnlicher Anordnung ein reizvolles Ensemble bildet.

Den Rock zieren am Rande faumartig übereinandertretende Falten; ihm schließt sich die hinten glatte, vorn reich mit Quersalten aus Seide drapierte Taille an, deren Falten sich nach unten in einem breiten gleichen Gürtel verlieren. Die hinten und vorn auseinander tretenden Spitzenteile sind mit feinen, aus cremefarbenem Füll oder Musselin zu bildenden Plissés umrandet, und den obern Abschluß bildet ein in Falten geordneter Stehragen aus Seide. Die bis über den Ellenbogen anschließenden Ärmel aus Wollenetamine haben oben kurz drapierte Puffen und am Handgelenk Spitzenauflagen, sowie feine Plissés. Ein kleiner, nach Belieben apart umzulegender Kragen aus Musselinplissés mit beigefarbenem Band macht das Kleid noch eleganter. — Recht apart ist der Hut aus dichtem, beigefarbenem Bastgelecht mit geschweiften, seitlich breit aufgeschlagener Krempe, unter der ein Bögeln mit ausgebreiteten Flügeln ruht. Den Kopf umgeben plissierte Tüllkränzen, und hinter dem aufgeschlagenen Teil der Krempe erhebt sich ein voller Rosenstrauß. Die Krempe ist mit schwarzem Sammet begrenzt, wodurch sie sich im festen Umriß an dem hellen Hut markiert.



Von der Berliner Gewerbeausstellung: Modellküche von E. Cohn, Hofl., Berlin.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Tom Hühnerhof in Frankreich.



Unser Hühnerhof in der Dordogne ist nicht wie der erste beste seiner Art: hier giebt es weder geflochtene Drahtgitter noch feste Wände, und statt im engen Hause die Steigen und Stangen als Nachtquartier aufzusuchen, fliegen Hahn und Hühner hoch hinauf in die herrlichen Ebern, in die mächtigen Eichen oder auf die dichten Fliederbüsche, die auf dem weiten Plan stehen. Auf der Anhöhe gelegen, vergoldet die aufsteigende Morgenröte die Wipfel der Bäume,

ehe sie über das weite fruchtbare Hüggelland hinflutet, das sich mit seinen Weingeländen, Feldern und Wiesen bis hinab an die Ufer der Dordogne erstreckt.

Da wird es lebendig in den Zweigen des Hühnerparfes. Der Hahn kräht seinen gellenden Weckruf, und majestätisch steigt er herab von seinem lustigen Schlafgemach, wohin ihm sein gefiederter Hofstaat allabendlich in warmer Sommer- wie in rauher Winterszeit folgt. Nur die Hühnermutter sucht mit ihren Küchlein in irgend einem Verchlage oder unten im Dickicht Schutz für die Nacht.

Dem Federvieh wird bei Tag wie bei Nacht goldene Freiheit zu Teil; es wartet nicht auf die verschlafene Stallmagd, um draußen auf Feld und Wiesen Futter zu suchen und zu finden. Streifzüge ins Weite sind jedem erlaubt, und nur gegen Abend erschallt das gellende „tité! tité! tité!“ das die

geflügelte Schar zur einzigen Körnermahizeit und hauptsächlich nach der Heimstätte ruft.

Diese Lebensweise bekommt dem Geflügel vortrefflich: saftigeres Fleisch als das dieser in Freiheit aufgezogenen Tiere giebt es kaum, und ihrer Nachkommenschaft ist Legion. Unerwartet erscheint zuweilen eine seit Wochen vermiste Henne, Ente oder Pute mit einer sogenannten wilden Kinderschar auf dem Hofe, welche meist besser gedeiht, als die während der Brutzeit von Menschenhand versorgte. Bei der milden Witterung im südwestlichen Frankreich brüten die Hühner fast zu jeder Jahreszeit, und so fehlt es auch im Spätherbst nicht an geduldigen Gluckern, die Mutterfreunden entgegengehen.

Ist diese freie Erziehung der Entwicklung des gefiederten Volkes günstig, so beeinträchtigt sie nicht wenig den Eierverbrauch, denn die Ofterfreude des Eiersuchens währt hier das ganze Jahr, und wie schwer sind zuweilen die Schlupfwinkel der verschiedenen Hennen zu entdecken! Bald klingt das verheißungsvolle Gackern hoch vom Strohdach herab, bald aus undurchdringlichem Gestrüpp.

Der Fuchs, der Marder fordern hier recht häufig ihren Tribut, doch wird ihnen nach Kräften das Handwerk gelegt. Wehe dem überlisteten Reinecke! Von Hof zu Hof wird er umhergeschleppt, und an jeder Thür erhält der geschickte Jäger reichliche Spenden an Geld, mehr noch an Eiern.

Fast auf jedem französischen Gehöft werden Hühner, Enten, Gänse, Trutz- und Perlhühner aufgezogen. Die Dörfer und Güter liegen meist so weit von den Städten entfernt, und zwischen den Wochenmärkten hier verstreicht eine so geraume Zeit, daß, besonders im Sommer, frisches Schlachtfleisch schwer zu erlangen ist. Da wird der Hühnerhof mit seinen Schätzen die wichtigste Vorratskammer der Hausfrau. Den Tischgästen gereicht dies nicht zum Nachteil; gern sehen sie wohl immer wieder den saftigen, am Spieß gebratenen Vogel auftragen.

Im November beginnt das Mästen des Geflügels; es wird mit der auch anderwärts üblichen Grausamkeit betrieben, indem den Tieren durch möglichst nahrhaftes Futter, wenig Getränk und Mangel an Bewegung das Fleisch gebleicht und die Leber erweitert wird. Der Köchin bringt diese Zeit viel Arbeit. Während in Deutschland für den Winter die Vorräte eingekocht und aufgespeichert werden, geschieht dies hier im Herbst und im Winter für den Sommer. Sobald die wärmere Jahreszeit da ist, steigt die Temperatur, und die Luft übt einen so zerebrenden Einfluß auf die Speisen, daß das Aufbewahren derselben, selbst auf wenige Stunden, unmöglich wird.

Hat das Federvieh den höchsten Grad seiner gestopften Vollkommenheit erreicht, so verfällt es dem Messer. Die Säcke füllen sich mit ausgerupften Federn, und nun werden besonders Enten, Gänse, Trutz- und Perlhühner roh in große Stücke zerlegt, im eigenen Fett oder in Schweinefett gebraten, je nach Art und Geschlecht in hohe Steintöpfe gelegt und durch eine Schmalzschicht von der Luft völlig abgeschlossen. Dieses „Confit“ hält sich lange Monate, sogar Jahre.

Auf gleiche Weise lassen sich angekochtes Schweinefleisch, leberwurstartige Fleischkuchen und ganz vortreffliche Pasteten von Enten- und Gänselebern konservieren. In jeder Vorratskammer stehen die großen Steintöpfe mit dem „Confit“ in Reih' und Glied, und meist wird der tadellose, schmachtete Jambiz zum zweiten Frühstück um zwölf Uhr aufgetragen.

Auch in Deutschland würde dieses eingelegte Fleisch an vielen entlegenen Orten gewiß eine willkommene Bereicherung der Abwechslung des Küchenzettels sein; ja, so manches Mal brächte es, beim Nahen unerwarteter Gäste, der etwas sorgenvollen Hausfrau die zuverlässigste Gelassenheit zurück, die ihr bei solcher Gelegenheit leicht abhanden kommt.

E. Devrient.



Bakshisch! Bahnhofsszene in Kairo.